

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Böttcher, Maximilian: Der Wilderer

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Der Wilderer.

Von Maximilian Böttcher.



Ein trüber September-Tag neigt sich dem Abend zu. Der Himmel zeigt regenschweres düsteres Grau. Der Wind weht heulend von Norden her; ächzend biegen sich unter ihm die schlanken Föhren, und gleich wie aus Furcht drängen sie sich mit Stämmen und Geäst aneinander; dabei geht von ihnen ein Stöhnen und Wimmern aus, das gar gruselig anzu hören ist für den einsamen Wanderer. Es ist, als ob böse Geister, die keinen Frieden finden können, ihr Wesen treiben in dem dunkeln Forste.

Aus der dichten Schonung, die sich an das hohe Holz anschließt, schleicht lautlos gleich einem Wilde ein großer, breitschultriger Mann, das Gewehr schußbereit in den Händen. Seine Beine stecken fast bis an den Leib herauf in hohen Jagdstiefeln. Den gewaltigen Oberkörper bedeckt eine Joppe von Lodenstoff, deren einseitige Färbung Wind und Wetter in ein fahles Grau verwandelt haben. Verwahrlost und verblühen wie dieses Gewand ist auch der Jägerhut, an dessen brüchigem Filz kein Gamsbart oder Federstutz prangt. Das Gesicht des Mannes ist gelblichbraun wie seine Hände. Rinn, Wangen und Oberlippe bedeckt ein spärlicher ungepflegter Bart. Von den Nasenflügeln abwärts und um die Mundwinkel herum haben sich tiefe Furchen eingegraben, die deutlich ein verkümmertes Gemüt und einen herben, entschlossenen Charakter verraten. Die braunen Augen aber funkeln, und aus ihnen leuchten düstere Leidenschaften.

Mit scharf spähemdem, rasch erfassendem Blicke, wie man ihn wohl den Indianern nachrühmt, dem nichts entgeht, kein Vogel im Gezweig, keine Wildfährte im Moose — so schaut der Wilderer vor sich und in das hohe Holz hinein. Nirgends aber war die Spur eines lebenden Wesens zu bemerken. Vögel und Eichhörnchen sind vor dem Sturme in die Nester geschlüpft; das Wild steht fest in der Dackung; die Herren Förster aber sitzen gut warm daheim in den windsicheren Stuben und schmauchen sich eins. Der Wilderer aber

traut der Ruhe nicht; vorsichtig geht er jedem abgefallenen Astchen aus dem Wege und langsam bewegt er sich vorwärts. Nun hat er den Waldbrand ganz erreicht. Er stellt sich hinter den Stamm einer großen Eiche und blickt auf das Städtchen nieder, das sich nur wenige hundert Schritte entfernt dort unten am Fuße der Bergesketten in die Ebene hinaus ausbreitet. Wie verändert sich da sein Blick! Wehmütigen Auges schaut er hinab; denn das Gehöft, das weitab nach rechts liegt, das mit dem roten Ziegeldache, ist ja sein Eigentum, „die Burg des Wildererfranz“, wie es die Leute nennen.

In dem verwitterten Gesichte des einsamen Spähers zuckt es heftig von Hohn und verbissenem Schmerz. Sein Eigentum! Als ob ihm von alledem noch ein einziger Stein gehörte? Ihm, dem Wilderer, dem Geächteten! Nein! er hat keinen Besitz, keine bleibende Stätte mehr. Aber seinem Weibe gehör'ts, seiner Klara, und — seinen beiden schwarzhaarigen Mädels, ja wirklich seinen, was auch die Leute alles munkeln mögen in letzter Zeit über die Klara! Wie lange war's doch her, daß er sie nicht gesehen! Am ersten August war's gewesen, als die Jagd eröffnet wurde, da hatte es ihn nicht mehr gelitten in der dumpfen Stube, auf dem engen Gehöft. Da hatte er seine alte, treue Büchsenflinte über die Schulter geworfen und war fortgeschlichen in den Forst, um seinen ersten Rehbock für das Jahr zu schießen. Und richtig! Bald war der alte Bursche ihm schußrecht gekommen, der prächtige Kerl, den er schon lange vorher ausgespürt, mit einem Gehörn von eines halben Armes Länge! Behende die Büchse an die Wacke, ein Knall! — und im Feuer bricht er zusammen, durchs Blatt geschossen. Regungslos lag er hingestreckt, da Franz herankam, um ihn abzufangen; kein Zucken mehr, kein Schlagen mit den Läufen! Und so blieb dem Jäger — dank seinem trefflichen Schuß — der angstvolle, verzweifelte Blick aus dem Auge des verendenden Wildes erspart. Wie er aber seine Beute packen will, um sie in der Schonung zu bergen, da ertönt drüben im Erlenholtz plötzlich das kurze Gbell eines Dachshundes. Mit einem Satz ist er hinter dem Eichengebüsch geborgen. Doch wie er sein Fernglas hebt, um zu erspähen, ob etwa ein Forstbeamter, vom Knall angelockt, da drüben herumtreibt, sieht er plötzlich von rechts her — auf kaum hundert Schritte — einen blanken Büchsenlauf auf sich gerichtet. Vor Schrecken starr, hört er einen Schuß fallen, und eine Kugel schlägt dicht über seine linke Achsel hinweg in dem dünnen Eichenstamme hinter ihm pfeifend ein, so daß die Holzsplitter ihm nur so um die Ohren fliegen. Seiner Sinne nicht mächtig, ohne zu überlegen, und von der rasenden Wut gepackt, sich an dem hinterlistigen Mordversuch des jungen, unreifen Forstbeamten zu rächen, hebt er sein Gewehr. Das bartlose, von Eifer gerötete Gesicht des jungen Beamten sieht er mehr fest als zornig zu ihm hinüber spähen; aber er zweifelt und zuckt nicht. Ein Ruck am Abzuge, und einen Augenblick später wälzt sich die grüne Gestalt des Forstgehilfen blutend im Moose.

Dann war er fortgestürmt, über die Wiese hinweg, in die schützende Schonung hinein. Kurz bevor er die ersten Kuffeln erreicht hatte, da war ihm — hui — noch eine zweite Kugel ganz dicht am Ohr vorbeigefahren und — patsch — kaum zwei Schritte vor ihm in eine Kiefer geschlagen. Wie er später erfuhr, hatte sie ihm der alte Förster nachgeschandt, der bei dem Dachshund im Erlenholz gewesen. Die Grünröcke waren wirklich beide durch seinen Schuß angelockt worden, ohne daß einer vom andern wußte, und waren so von zwei Seiten her gegen ihn angegangen. Sie hätten ihn so ganz sicher abgefangen, aber die rücksichtslose Gewaltthat des Jüngeren wollte es anders und brachte dem Voreiligen ein hartes Schmerzenslager und langes Siechtum ein. Obgleich sofort auf den Wilderer eine regelrechte Treibjagd abgehalten wurde, so gelang es doch nicht, seiner habhaft zu werden; und ob seitdem sämtliche Grün-

röcke ohne Unterlaß hinter ihm her waren und er manch feisten Bock ihnen vor der Nase wegschoß, so glückte es niemand, den Wilddieb zu fassen; ja es gelang ihnen nicht einmal, denjenigen ausfindig zu machen, der den Hehlersfür die reiche Beute des Wilderers abgab. Bald erlahmte auch der Eifer, ihn zu fangen, trotzdem 300 Mark Belohnung darauf standen, da sich jedermann sagen mußte, daß dieser heißblütige

Mann, dessen Freiheitsdurst und Naturliebe unbezähmbar waren, sich nicht ohne verzweifellen Kampf ergreifen und auf Jahre hinaus ins Zuchthaus sperren lassen würde. Lieber gar nicht an die 100 Thaler denken, als Gefahr laufen, daß einem eine Bleikugel in die Rippen faßt! . . . So blieb er bald wieder, nachdem er sich erst einige Wochen lang jenseits der Grenze verborgen gehalten, unbehelligt in den Forsten des Städtchens, in dem sein Weib und seine Kinder wohnten. Aber noch hatte er nicht gewagt, sein Haus zu betreten, so sehr ihn auch schon die Sehnsucht nach seinen Lieben zugehrt hatte. Wie es daheim bei ihm zuging, darüber hatte er verschiedenes erfahren. Der bisherige Revierbeamte war pensioniert worden, weil er angeblich die Verfolgung des Wilderers zu lässig betrieben; der neue Förster aber schien es ernster und in eigener Art anzufassen; zusammen mit dem Gendarmen umlauerte er ständig, Tag und Nacht, das Gehöft. Ja, der

Herr Förster Bandel — so hieß er — sollte sich bei seiner Klara ordentlich festgesetzt haben; er sollte den galanten Hausfreund bei ihr zu spielen suchen, brachte den Kindern Geschenke — kurz, er machte sich angenehm. Gewiß, nur aus Diensteser! Nur um ihn, den Wilderer, einmal mit List abzufangen, that er das. "Sicher, sicher nur deshalb." So sprach es sich der Wilderer, der hinter der Eiche verborgen noch immer mit unruhigen Blicken nach seinem Gehöft hinüber spähe, halbblau zu; dabei aber quälten ihn die Gedanken an all das Schlimme, das sein Heltershelfer, der Mülleranton, ihm beim letzten Zusammensein über sein Weib zugeflüstert hatte.

Plötzlich zuckt der Wilderer leicht zusammen: drüben auf dem Wege, der von der Stadt her auf den Forst zuführt, ist in diesem Augenblicke eine menschliche Gestalt aufgetaucht, die näher und näher kommt. Bald erkennt er, daß es der Pfarrer des Städtchens ist.



Einen Augenblick später wälzt sich die grüne Gestalt des Forstgehilfen blutend im Moose.

Wilderer und Geistliche haben wenig miteinander zu thun, denkt Franz, der Wilderer; höchstens, daß der Geistliche auch dem Wilderer das Abendmahl reicht, wenn dieser ans Sterben kommt. Aber er, der Franz, wird den Herrn

Pfarrer wohl schwerlich zu sich bitten in seiner letzten Stunde; erstens hält er nicht viel von Kirche und Abendmahl, und dann wird er ja sicher einmal irgendwo — gleich

dem Wilde — im Walde sterben. Und ewig kann das ja nicht mehr dauern, dieses Leben. So lange es Sommer war und warm, da ging es ja zur Not. Da konnte man's aushalten im Walde Tag und Nacht, und nur alle acht Tage auf ein paar Stunden Unterschluß in der Mühe des Anton. Aber jetzt, da es Herbst wurde, und der Winter kam auch wohl bald . . . da mußte es ja ein Ende nehmen so oder so. Vielleicht schoß ihn der Förster nieder, vielleicht auch fing man ihn wirklich. Aber gewiß nicht, bevor er seine letzte Kugel aus dem Lauf gejagt hatte! Und die würde treffen, so gut wie die erste, die er einem Menschen auf den Leib gezielt! Besser noch! Die mußte sitzen, Kopf oder Herz, denn er haßte diese Beamten, die ihm nachstellten genau so, wie sie's dem Raubzeug, dem Fuchs und dem Wolfe thaten! Zwischen jenen und ihm, da war Todfeindschaft; da gab's keinen Pardon Er oder ich! Und wenn er dann zu dem versuchten Totschlag noch den wirk-

lichen auf dem Kerbholz hatte, dann . . . dann kam zu guter Letzt wohl die Stunde, wo der Geistliche er schien, ihm das Abendmahl gab und ihn zur Nichtstatt begleitete ach, könnte er doch sein Klärchen noch einmal sehen, und seine beiden schwarzhaarigen Mädels, seine Mädels, seine Mädels!

Der Pfarrer war inzwischen noch näher herangekommen; keine hundert Schritte mehr ist er von dem Wilderer entfernt. Da ergreift den heimatlosen Mann unbegreifbar das Verlangen, mit dem Pfarrer zu sprechen. Freilich, ein Freund ist es ganz gewiß nicht, schon deshalb nicht, weil Franz niemals zu seinen Predigten in die Kirche gegangen ist und auch seine Kinder nicht hat taufen lassen. Aber der alte Herr ist als ein mild denkender Mann bekannt; gewiß ist er jetzt wieder auf dem Wege ins Nachbardorf zu einem Kranken; er wird ihm sicher Rede und Antwort stehen, wenn er gefragt wird, ob das denn wahr ist, was der Mülleranton angedeutet hat von seinem Klärchen und dem Förster Bandel Aber wird dann nicht am Ende der Pfarrer ihn, den Wilderer, den steckbrieflich Verfolgten, der Behörde verraten? Wird dann nicht die Hetze doch auf ihn von neuem losgehen? Aber sei es darum! Mögen sie doch kommen, die Grünröcke! Er wird ihnen zu begegnen wissen!

Der alte Pfarrer schrickt heftig zusammen, als er auf einmal der riesigen Gestalt eines verwildert aussehenden Menschen, der noch dazu ein Gewehr über der Schulter trägt, gegenüber steht. Schon greift er mit der Hand in die Tasche, um alles gutwillig zu geben, als der Verwahrloste, seinen Hut ziehend, sich höflich verbeugt und sagt: „Guten Tag, Herr Prediger! Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe. Aber ich hält' so gern ein paar Worte mit Ihnen gesprochen. Ich bin der Franz Bittborn.“ Und da der Geistliche ihn noch immer halb erschreckt, halb erstaunt anblickt, setzt er hinzu: „Der Wilderer-Franz!“

„Ach, . . . jetzt erkenn' ich Sie erst . . . richtig . . . richtig! Sie sind es ja wirklich!“ erwidert der Geistliche in beinahe freundlichem Tone. „Sie halten sich also thätlich wieder hier in der Gegend auf? Ich hätte das nicht gedacht, wenn's auch alle Leute sich erzählen.“

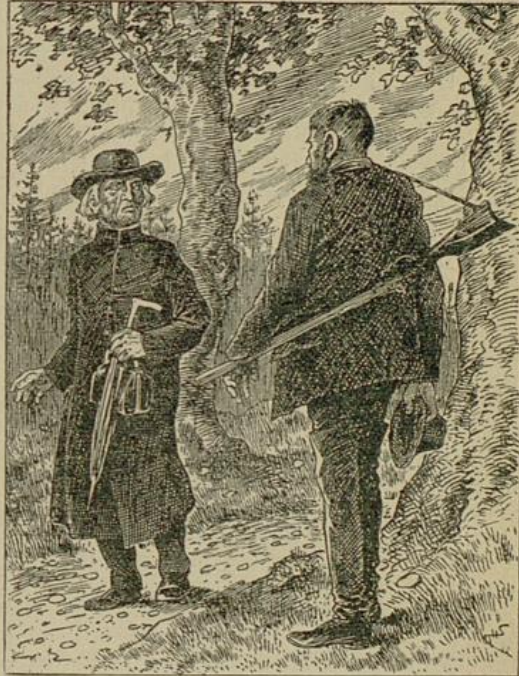
„Ja, ich bin hier . . . aber heute noch verlass' ich die Gegend,“ antwortet der Franz ausweichend. Er möchte sich doch nicht gerade selbst die Verfolger auf den Leib heben.

„Sie wollten mit mir sprechen! Was soll ich Ihnen sagen?“ fragt der Seelsorger, aus dessen bartlosem, rundlichem Gesichte Gutmütigkeit und Menschenliebe herauszuschauen.

„Hm . . . hm . . .“ macht der Franz verlegen. „Reden Sie mir, Sie brauchen sich nicht zu scheuen!“

„Also, Herr . . . Herr Pfarrer,“ stößt Bittborn heraus . . . „man hat mir zugerragen, daß meine Frau und der neue Förster, der Bandel, na, Sie werden ja vielleicht selbst davon gehört haben . . .“

„Die Menschen reden viel, was sie nicht verantworten können. Ich aber, als Seelsorger, meine, über Ihre Frau ist ganz gewiß nicht Klage zu führen. Seit das war, daß Sie damals den armen Forstgehilfen entzweigeschossen haben, ist Ihre Frau eine eifrige Kirchengängerin geworden, und sie hat auch die Kinder taufen lassen.“



„Guten Tag, Herr Prediger! Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe.“

„So, so . . .“ macht der Franz; es steigt etwas wie Groll in seiner Seele auf. Warum that sein Weib, was er niemals gethan haben wollte?

Der greise Pfarrer ist ein guter Menschenkenner. Er liest den Leuten die Gedanken von der Stirn.

„Ihnen scheint das nicht recht zu sein?“ fragt er kurz, aber ganz ohne Unwillen.

„Hab' nie ein Hehl daraus gemacht, Herr Pfarrer, daß ich nichts halte vom Kirchengehen und vom Taufen. Wenn's wirklich einen Herrgott im Himmel geben sollte . . .“

„Es giebt einen, Bittborn, es giebt einen, der alle Schuld rächt!“ fällt der Seelsorger dem Wilderer da mit Eifer in die Rede. „Sie sollten doch Gottes Finger deutlich genug gespürt haben, da Ihre Schuld Sie zwingt, unflät und flüchtig zu sein wie Rain, der seinen Bruder tötete.“

„Sie mögen ja recht haben, Herr Prediger!“ erwidert Franz ein wenig kleinlaut. „Aber mir ist das alles gleichgültig! Ich . . . ich bin halt doch ein verlorener Mann, ein gehetztes Raubtier, das keine Stunde mehr Ruhe hat im Leben, ich . . . ich möchte nur noch das eine wissen, das eine, wonach ich Sie vorhin gefragt habe . . .“ Die

Lippen des Wilderers beben vor innerer Erregung, die Ader an seinen Schläfen sind dick angeschwollen; seine Augen funkeln; es ist, als wollte er seine Blicke dem Seelsorger bis in die verborgensten Winkel des Gehirnes bohren, um jeden, auch den heimlichsten Gedanken zu erfahren.

„Ich sagte Ihnen ja schon, was ich davon halte,“ erwiderte der Geistliche, der jetzt seine milde Ruhe wieder gewonnen, in fast abweisendem Tone.

Franz findet nicht gleich eine Entgegnung. Seine Zweifel sind durch die erteilte Antwort nicht gehoben.

Der Pastor beobachtet den unglücklichen Mann scharf. Indem er jetzt einen Schritt zur Seite macht und seinen Schirm, den er immer, bei gutem wie bei bösem Wetter, mit sich zu führen pflegt, fester faßt, hebt er wieder an: „Aber ich habe keine Zeit, lieber Bittborn, hier noch länger mit Ihnen zu stehen. Ich muß nach Strelenau zu einem Schwerkranken. Es sollte mich indessen freuen, wenn Sie mich noch ein Stückchen Weges begleiten wollten. Vielleicht können wir noch dieses und jenes miteinander plaudern, wenn es Ihnen das Herz erleichtert . . .“

Der Wilderer zögert. Die senkrechte Falte zwischen seinen Brauen gräbt sich tiefer.

„Sie brauchen sich nicht zu sorgen,“ fährt der Geistliche fort. „Die Förster sind, wie ich sicher weiß, heute alle zum Amtstag in der Stadt, wo sie dann ja immer bis in die Nacht hinein beisammen sitzen. Die Bauern aber stecken alle in der Kartoffelernte. Da werden wir kaum jemand begegnen.“

Franz brummt etwas unwillig vor sich hin, tritt dann aber doch an die linke Seite des rüstig weiter schreitenden Geistlichen. Vielleicht — so denkt er — giebt er dir doch noch genauere Auskunft über die Klara . . .

Die beiden wandern eine ganze Weile schweigend nebeneinander dahin, ein jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Der Sturm hat nachgelassen, und der Laubwald, durch den sie gehen, liegt still und feierlich da in der bunten Farbenpracht des Herbstes. Die Drosseln huschen durch die Baumkronen und reißen im geschickten Fluge von den Obereischen die leuchtenden Beeren ab; ein Sichhörnchen schießt pfeilgeschwind über den Weg. Drüben aber, wo die sinkende Sonne den Wolkenschleier zerrissen hat, ist der weite Himmel wie in flüssigen Purpur getaucht. . . .

Nun hebt der Geistliche wieder an zu reden: „Sagen Sie, erklären Sie mir, wie sind Sie dazu gekommen, ein Wilderer zu werden?“

„Sie wissen es nicht?“ so fragt, anstatt Antwort zu geben, der andere dawider.

„Es gehen freilich so allerhand seltsame Gerüchte um. Was sind Sie denn eigentlich? Wo stammen Sie her?“

„Ich bin von Geburt Wiener und habe das Gymnasium durchgemacht wie irgend einer, der später die Universität beziehen will!“

„Was Sie sagen!“ fährt der Geistliche in unverhehltem Erstaunen auf, bleibt mitten auf dem

Wege stehen und mustert seinen Begleiter von unten bis oben.

„Ja, hab' mir's auch nicht träumen lassen,“ spricht der andere mit gerunzelter Stirn weiter, „daß es noch mal so weit mit mir bergab gehen würde!“

„Erzählen Sie mir doch Ihr Schicksal. Vielleicht, daß wir beide ein wenig davon lernen!“ erwidert der Seelsorger milde, fast liebevoll.

„Nun ja,“ entgegnet der Wilderer, immer noch trostigen Tones, „ich will Ihnen den Gefallen thun!“ und indem er tief aufseufzt, „Ausprache soll ja erleichtern!“

Der Geistliche nickt zur Antwort nur still vor sich hin, und Franz beginnt nach ein paar heftigen Atemzügen seine Erzählung:

„Mein Vater besaß in Wien ein großes Ausfuhrgeschäft für Eisenwaren. Aus geringen Anfängen heraus hatte er sich durch Fleiß und Sparsamkeit zum reichen Großkaufmann emporgearbeitet. Nur eine Leidenschaft besaß er, der rastlose, genaue Mann, der nicht spielte, nicht trank, nicht rauchte — er liebte die Jagd über alles. Nahe bei Wien hatte er ein großes, wildreiches Jagdrevier gepachtet, und dahin zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, so oft er sich nur irgendwie einen Tag von Geschäften frei machen konnte. Wenn ich aber die Woche hindurch in der Schule recht fleißig gewesen war, dann nahm er mich Sonntags mit in sein Revier. . . . Und zu meinem fünfzehnten Geburtstag schon gar — da schenkte er mir die erste Flinte! Ich glaube, ich hab' mich mein Lebtag nicht wieder so gefreut wie damals. Und ich hatte das Glück, damit gleich am ersten Jagdtag einen starken Hirsch zu schießen. — Von da an war ich nun völlig Feuer und Flamme für die Jagerei. Von da an gab's sozu sagen für mich nur noch eins auf der Welt, die Jagd! Alle Dinge hatten nur dann Wert für mich, wenn sie irgendwie mit dem Weidwert zusammenhingen. Bald hatte ich in der Schule und fast überall nur noch den Namen: „Der wilde Jäger!“ Meinem Vater machte das großen Spaß; er sah nicht die Gefahr, die mir drohte. Plötzlich starb er, und damit änderte sich alles; ich war auf einmal der leitenden Hand, der sicheren Stütze beraubt und dabei doch noch so schwach und haltlos, wie ein junger Mensch von knapp achtzehn Jahren, der reiche Eltern hat, es nur irgend sein kann. Ich stand da wie ein schwaches Bäumchen, neben dem der Schutzpfehl umgebrochen ist. Alle Winde, die meine Leidenschaften losließen, konnten fortan ihr Spiel mit mir treiben. Meine Mutter kümmerte sich auch in Zukunft nicht mehr um ihre Kinder wie früher. Als Tochter eines altadligen, aber gänzlich verarmten Geschlechtes, hatte sie meinen Vater, den von der Viehe auf gebienten einfachen Kaufmann, nur genommen, weil er Millionär war, weil er ihr mit seinem Gelde ein glänzendes und genußreiches Leben bereiten konnte, auf das einzig und allein ihr Sinn gerichtet stand. Ja, ja, Herr Pastor, es ist traurig, wenn man als reifer Mann so von seiner Mutter reden muß. Aber es

ist die Wahrheit! Hätte sie mir wenigstens ihre Sorge und Liebe angedeihen lassen, als mein Vater nicht mehr war, so wäre vielleicht doch ein brauchbarer Mensch aus mir geworden. Aber sie war zufrieden, daß ich das Haus alsbald verließ, um zu einem Oberförster in die Lehre zu gehen. Ich wollte Forstbeamter werden. Was mir der Vater hinterlassen, war genug, um von den Zinsen ein flottes Leben führen zu können, und das that ich denn auch nach Kräften; gute Kleidung, lustige Gesellschaft — das war so mein Fall; kurz, ich wurde ein rechter Leichtfuß. Mein Vorgesetzter, ein alter Forstmeister, der nun auch schon längst abgegangen ist in die ewigen Jagdgründe, zürnte und schalt oft mit mir wegen meines wüsten Treibens; aber recht ernstlich böse ist er mir wohl niemals gewesen. Ich hörte mal, wie er zu seiner Frau über mich sagte: „Wenn sich der Most auch recht absurd gebärdet, er giebt zuletzt doch einen guten Wein“ . . . Na, er hat gar keinen Wein gegeben! . . .

„Ich blieb zwei Jahre auf der Oberförsterei. Es war ja nicht nötig, aber es gefiel mir da. Da war Freiheit, Freiheit überall! Und Natur, Natur! Und vor allem: Jagd, Jagd! Dann wurde ich Soldat. Dadurch änderte sich indessen an meinem inneren Menschen nichts, mein Lebenswandel wurde höchstens noch flotter. Ich lernte spielen und trinken. Beim Militär aber hatte ich Unglück. Es war ein böser Fall; einer wider die Subordination; 6 Monate Festung! So war es aus mit der glänzenden Zukunft; als gemeiner Soldat mußte ich abgehen und hatte nun auch keine Möglichkeit mehr, meine Laufbahn als Forstmann fortzusetzen. Ich kann nicht sagen, daß mir dies allzusehr zu Herzen ging! Ich hatte ja Geld und konnte mir also überall eine Jagd pachten. Und allein wegen der Jagd hatte ich doch schließlich Forstmann werden wollen. So blieb ich ein freier Mann und Jäger!

„Ich weiß nicht, Herr Pastor, ob's Ihnen so ohne weiteres klar ist, daß eine Leidenschaft wie die Jagd einen Menschen so ganz unterwerfen kann. Ich weiß auch kaum anzugeben, mit welchen Zaubermitteln die Jägerei einen so ganz und gar in ihren Bann zieht . . . dunkler Wald und weites Feld . . . goldiger Sonnenschein und funkelnder Sternenhimmel . . . frei . . . weit . . . weit . . . das war's, was ich

gerne sah von Jugend auf, und woran ich mich heute noch nicht habe satt sehen können . . . Und dann immer in Erregung . . . Die Sorgen kommen nicht in einem auf . . . Na, und wenn's 'nen Dichter giebt, der gesungen hat:

Auf dieser Welt ist alles trift,
Voll Unglück und voll Leid;
Nur ein gerechter Weidmann ist
Zeitlebens benedeit

dann werden Sie vielleicht alles begreifen . . .

„Also weiter! Nach dem Testamente meines Vaters war ich berechtigt, mit dem vollendeten vierundzwanzigsten Lebensjahr unser Geschäft zu übernehmen. Da ich damals gerade nichts Besseres für mich wußte, so machte ich von meinem Rechte Gebrauch.

„Wie Sie sich denken können, kümmerte ich mich aber nicht allzuviel um mein Geschäft. Ich hatte da — noch vom Vater her — einen ganz ausgezeichneten alten, treuen Beamten; der leitete den großen

Betrieb vortrefflich. Freilich machte er mir ab und zu Vorwürfe, und mehr als einmal sagte er und schüttelte dazu traurig sein greißes Haupt: »Herr Bitt-horn, Herr Bitt-horn, was soll werden, wenn ich mal nicht mehr bin?«

„Aber ich lachte ihn aus und sagte: »Sie müssen ewig leben, Sie treue Seele! Jedenfalls ein paar Tage länger als ich, damit ich noch ordnungsmäßig begraben werde!«

„Und ich frönte meiner Jagdleidenschaft wie nur je zuvor. Ich schoß Elche und Bären in Rußland, Renntiere und Robben in Norwegen, Gemsen in den italienischen Alpen, Löwen in Afrika und Tiger und Elefanten in Indien. Ja, ja, Herr Pastor; Sie sehen's mir verwahrlosten Menschen wohl nicht an, wie weit ich in der Welt herumgekommen bin!

„Eines Tages aber, als ich mich bei einem russischen Grafen im Kaukasus zur Hochwildjagd besaund, meldete mir ein Telegramm den Tod meines alten Prokuristen. An seinem Pult, auf dem Drehschemel, während der Arbeit, hatte ihn der Schlag getroffen. Zeit seines Lebens war er eine Arbeitsbiene gewesen, der gute Alte. Mir, der Drohne, die sich von der Arbeitsbiene hatte nähren lassen, sollte es in der Folge übel ergehen.

„Mir fehlte nicht nur das Verständnis für mein umfangreiches Geschäft, sondern ich war, wie Sie sich denken können, im Laufe der langen Jahre auch



„Herr Bitt-horn, Herr Bitt-horn, was soll werden, wenn ich mal nicht mehr bin?“

viel zu bequem geworden, um noch irgend welche Lust zu ernstlicher Arbeit zu haben. So ließ ich, ohne mich zu sorgen und zu kümmern, den Dingen ihren Lauf.

„Doch eins muß ich ja noch nachholen. Ich hatte mich bald, nachdem ich die väterliche Firma übernommen, verheiratet. Nicht mit der Klara. Die ist — wie Sie vielleicht wissen werden — meine zweite Frau. Meine erste war eine feingebildete, verwöhnte junge Dame aus einem vornehmen, alten — und wie es schien, auch reichen Patrizierhause. Aber es schien eben nur so. Jedenfalls war sie sehr hübsch, wenn sie auch sonst wenig Tugenden hatte. — Hm ja . . . hm . . . Also . . . eines Tages ließ ich mich von ihr scheiden. Gegenseitige Abneigung . . . hm . . . hm ja! . . . diese, diese . . . Frau hat meinem Vermögen den ersten und Hauptstoß versetzt . . . Und auch sonst war sie . . .“

Der Wildererfranz brach ab. Die Brauen tief herabgezogen, die Zähne in die Lippen gebissen, schritt er eine ganze Weile mit harten stoßenden Tritten schweigend neben dem Geistlichen einher. Es mußte ihm wohl etwas schwer auf der Brust liegen . . . bis der Pfarrer, seinen Blick weit nach vorwärts schickend, sagte: „Wir sind nahe heran an Strelenau, Herr Bittborn, und ich wäre wirklich gespannt, Ihre Erzählung bis zum Schluß zu hören!“

„Ach richtig!“ erwiderte der Angeredete nach einem schweren Seufzer und strich sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Gedanken, die ihn bedrängten, wegwischen: „Mit der Zeit kam ich zu der Überzeugung, daß es keinen Zweck hätte, mich noch weiter von meinen Angestellten Tag für Tag betrügen und durch faule Wirtschaft um die letzte Kundtschaft bringen zu lassen. So verkaufte ich das Geschäft und zwar unter immerhin noch recht günstigen Bedingungen. Von dem Ertrage erstand ich mir ein Gut, etwa 10 Meilen von hier und fiel dabei bis über beide Ohren hinein: ausgebeuteter Boden, verwahrloste Wirtschaft, miserable Gebäude! Das einzige, was überhaupt Geldeswert hatte, war der Wald und das Wild, das in diesem Walde stand. Der frühere Besitzer hatte nämlich nie etwas geschossen . . . Für einige Zeit reizte mich der Versuch, das heruntergekommene Gut wieder in die Höhe zu bringen; aber leider nicht auf lange.“

„Daß ich mich überhaupt drei ganze Jahre auf dem Gute halten konnte, das danke ich nur der Klara, meiner jetzigen Frau. Ich hatte sie durch die Zeitung kennen gelernt. Ich suchte eine energische Wirtschaftlerin, der ich die Leitung meines Hauswesens anvertrauen konnte. Sie werden ja wissen, Herr Pastor, daß ein Gutsbesitzer ohne weiblichen Beistand nicht gut sein kann. Ich hätte vernünftiger gethan, die Klara damals gleich zu meiner Frau zu machen. Aber leider hatte ich vom Heiraten noch „die Nase voll“, wie man zu sagen pflegt. Na, die Klara — Fräulein Steinberg hieß sie damals — that auch als Wirtschaftlerin, was sie thun konnte, um mein leckes Schiff vor dem Sinken zu retten. Morgens

um vier als erste 'raus, abends um zehn als letzte zu Bett. Und dazwischen keine ruhige Minute! Wie sie's ausgehalten hat, weiß ich wahrhaftig nicht; denn die stärkste und festeste ist sie doch auch nicht an Körper und Gesundheit. Aber sie muß eine ganz unglaubliche Thatkraft besessen haben, eine Thatkraft, in die zwei Männer sich hätten teilen können . . .“

„Sie besitzt diese Thatkraft auch heute noch, lieber Bittborn . . .“ warf der Seelsorger mit sehr bestimmtem Kopfnicken ein.

Der Wildererfranz seufzte tief auf und lüftete den Hut, als wenn ihm plötzlich warm geworden wäre vom Gehen. Und er sprach weiter. In kurzen, abgerissenen Sätzen stieß er seine Worte hervor: „Also Klara, wollt' sagen Fräulein Steinberg, war immer — wie man sich so ausdrückt — Mann an der Spitze! Sechs Inspektoren, die sie auf un-reellen Wegen ertappt hatte, warf ich Knall und Fall hinaus; aber der siebente, der dann kam, bestahl mich ärger als die sechs ersten zusammengenommen. Sie können sich gar nicht denken, Herr Pastor, wie auf einem Gut gelogen und betrogen wird, wenn der Herr nichts versteht und sich noch dazu um nichts kümmert. Der Besitzer muß entzwei gehen, ob er will oder nicht. Da half schließlich des Fräuleins ganze Tüchtigkeit nichts. Bald war das Ende da! Ich mußte das Gut aufgeben. Der mir's abgekauft hat, ist ein reicher Mann drauf geworden in ein paar Jahren. Er verstand seine Sache, verließ sich nicht auf andere, sondern war immer selbst der Meister. Ich aber kaufte mit den paar tausend Thalern, die mir wieder nur dank Klaras Umsicht blieben, den Bauernhof vor der Stadt, auf dem ich heute noch dem Namen nach sitze. Und zum Dank für ihre treuen Dienste heiratete ich die Klara. Ein Bauer muß 'ne Frau ha'ven, er kann sich nicht, wie ein Gutsbesitzer, eine Wirtschaftlerin halten. Und ich konnte schließlich zufrieden sein, daß die Klara mich noch nahm. Zehn Jahre sitze ich nun schon auf dem Hofe. Das Arbeiten lernte ich auch als Bauer nicht, so wenig ich mich als Großkaufmann und als Gutsbesitzer drauf verstanden hatte. Und trotz Klaras Fleiß ging's immer weiter mit mir bergab und schließlich bis dahin, wo ich nun bin; denn da es mit der rechtmäßigen Jagdlaufserei nun endgültig vorbei war, und ich doch meine Leidenschaft nicht unterdrücken konnte, so ward ich schließlich zum Wilderer. Vom Wilderer aber weiter zum Totschläger war's nur noch ein Schritt. Ich bin fertig, Herr Pastor!“

Der Wildererfranz atmete tief auf und blieb stehen. Auch der Prediger hatte Haft gemacht. Schweigend sahen die beiden Männer einander eine Weile an. Des Geistlichen Augen leuchteten in reinster Herzensgüte und im lautersten Mitleid auf; Bittborn dagegen war ganz Groll und Verbissenheit.

„Ein hartes Menschenschickal, das Sie da hinter sich haben, lieber Freund!“ hub der Pfarrer endlich in mildem Tone an. „Aber ein Schickal, das Sie selbst verschuldeten.“

Bitthorn lachte höhnisch auf. „Ich selbst? Sie irren, Herr Pastor. Meine Eltern haben's verschuldet. Die Kurzsichtigkeit meines Vaters, die Lieblosigkeit meiner Mutter!“

„Wie man das so nimmt!“ fuhr der Seelsorger in seiner freundlichen, zu Herzen gehenden Art fort. „Wie man das so nimmt, Herr Bitthorn. — Gewiß! Ihr Vater hätte vernünftiger sein müssen; er hätte sich sagen müssen, als er sah, wie heftig die Jagdleidenenschaft Sie schon als Kind ergriff, daß das ein böses Ende nehmen könnte. Aber in der Hauptsache ist jeder Mensch für sich selbst verantwortlich, muß jeder Mensch sich selbst erziehen. Und man kann jede Leidenschaft unterdrücken, wenn man nur richtig und ehrlieh will!“

„Und ich sage Ihnen, Herr Pastor, der Mensch vermag aus sich selbst heraus nichts. Er setzt sich aus den Eigenschaften zusammen, die er von seinen Eltern ererbt hat. Und da ich vom Vater die Jagdleidenenschaft, von der Mutter die Weichlichkeit hatte, mußte es eben so kommen, wie es gekommen ist. Doch . . . Herr Pastor . . . es wird schon dunkel. Ich darf Sie nicht länger aufhalten. Leben Sie wohl! . . . Wegen der Klara wollten Sie mir ja doch . . .“ Er bricht wieder kurz ab, und ohne noch dem Geistlichen Zeit zu einer Antwort zu lassen, schlägt er sich seitwärts in das Gehölz . . .

Wohl eine Stunde lang irrt er dann umher; als aber der Mond aufgeht, da schleicht er sich wieder an den Pfad zurück, den er am Nachmittag mit dem Geistlichen gegangen, und legt sich lauernd hinter einen Baum. Klar liegt der Weg vor ihm, wie mit flüssigem Silber übergossen. Kein Lüftchen regt sich rings umher in der stillen mondscheinlichen Waldesnacht . . .

Der Wildererfranz späht den Weg herunter, nach Strelenu zu; er will den Pastor doch noch einmal fragen, noch einmal auf Ehre und Gewissen, ob er wirklich nicht glaubt, daß etwas Wahres an dem ist, was der Mülleranton ihm zugeflüstert hat über den Förster Wandel und die Klara . . .

Der Mülleranton ist der Besitzer der arg verschuldeten Mühle auf dem Hügel links vor der Stadt. Er ist ein Heuchler, der Mülleranton, geht alle Sonntage in die Kirche, wählt konservativ und schimpft im Krug, wo er sich stets mäßig hält im Trinken und Kartenspielen, wütend auf die Sozialdemokraten. Untergehen grüßt er alle reichen Bürger des Städtchens, um hinter ihrem Rücken die Zähne neidisch aufeinander zu knirschen. Er ist der für die Behörde unauffindbare Hehler des Wilderers. Ganz allein lebt er auf seiner alten Mühle mit einem Vetter, einem wortkargen, scheuen Gesellen. Beinahe alle Morgen, die Gott werden läßt, geht Anton hinüber in den Forst, Pilze zu sammeln oder Beeren oder Abfallholz. Die Zeiten sind ja so schlecht! Die große Wassermühle, eine halbe Stunde weiter in die Ebene hinunter, frist alles Getreide der Nachbarschaft in den Niesenbauch ihres weitläufigen Gebäudes.

Für den kleinen Windmüller bleibt nur wenig zu thun übrig. Da muß er auf andere Art erwerben, was er zum Lebensunterhalt braucht . . .

Da, wo der Weg, der von der Stadt durch den Forst zu einem Nachbardorf führt, innerhalb einer dichten Tannenschonung von einem wenig benutzten Holzabfuhrweg durchschnitten wird, stehen drei große, einsame Kiefern. Aus einem Wurzelwerk wachsen sie hervor, dicht aneinander streben die gewaltigen Stämme aufwärts und halten sich oben mit dem Geäst fest und innig umschlungen.

Jedesmal, wenn der Mülleranton in die Nähe dieser drei Kiefern kommt, sieht er sich scheu und vorsichtig nach allen Seiten um. Dann tritt er schnell an die stattliche Baumgruppe heran und streckt die Hand fühlend und suchend zwischen die Stämme. Stoßen seine Finger dabei auf ein quer hineingeklemmtes Stück Astholz, so weiß er, daß der Wildererfranz an dem für die betreffende Zeitspanne gerade ausgemachten Versteck irgend eine Beute verborgen hält, die am Tage oder in der Nacht zuvor unter seiner Kugel oder seinen Schrotten hat verbluten müssen. Ist das Stück Astholz kahl, so ist die Beute ein Wild, das der Mülleranton im Rucksack nach Hause schleppen kann, ein Reh oder ein schwaches Stück Damwild. Sitten aber Blätter oder Nadeln an den Zweigenden, so weiß der Hehler, daß er seines Wagens und der Beihilfe seines Vetters bedarf, um den Raub in Sicherheit zu bringen: ein Rothirsch oder ein Wildschwein hat dann seinen letzten Schrei gethan. Wenn nun die Nacht heranzieht, oder der Abend dunkel und stürmisch ist, dann verläßt der Anton seine Mühle und bringt den Raub des Wilderers in Sicherheit. Infolge des guten Rufes, den er bei den Behörden genießt, hat er's auch dann und wann schon bei hellichem Tage gewagt. Er wirft einfach ein paar Säcke und zwei Bund Stroh auf seinen Wagen und kutschiert los. Unter dem Stroh und unter den Säcken ist das gestohlene Wild vor den neugierigen Blicken sicher. Und ein Müller, dem's schlecht geht, muß sich schon dazu bequemen, in den Nachbardörfern nach Kunde und Umschau zu halten . . .

Abnehmer für die unrechtmäßige Jagdbeute ist ein Händler aus der etwa zwei Stunden entfernten Kreisstadt. Er kommt in der Regel selbst, um das Wild abzuholen. Durch einen Brief, auf dessen Bogen sich nur ein † befindet, wird er benachrichtigt. Auf's Schreiben nämlich versteht sich weder der Mülleranton noch sein Vetter. Deshalb läßt der Wildhändler ihnen immer eine Anzahl Briefumschläge mit vorgegebener Adresse da: Postlagernd C. F. 100. Er ist ein sehr vorsichtiger Mann, der Wildhändler. Und da er unverheiratet ist, so denkt der Postsekretär, an dessen Schalter er die Briefe unter C. F. 100 abhebt, er hätte eine heimliche Liebe . . .

Die Geschäftsbedingungen zwischen dem Mülleranton und dem Wildererfranz sind die denkbar einfachsten und klarsten. Jeder der beiden erhält von

dem erzielten Gewinn 50 Prozent. Bitthorn weiß aber genau, daß sein Hefler ihn bei jedem Stück Wild circa um mindestens ein Zehntel betrügt. Doch, was soll er machen? . . . Er muß ja zufrieden sein, daß er diesen Menschen, diesen „Freund“, überhaupt hat. Sonst müßte er immer und immer, wenn er nicht gerade wildert, in der Erdhöhle liegen, die er sich in einer dichten Schonung gegraben hat. So aber kostet er es doch ab und zu, was es heißt, ein Bett unter dem Rücken und ein Dach, ein regelrechtes Steindach, über dem Kopfe zu haben. Wer auch würde ihm Pulver und Blei, Brot und Wurst und dann und wann eine Flasche Kornbrandwein besorgen, dessen er zur Auffrischung seiner zerrütteten Lebensgeister doch so dringend bedarf? Wer verschaffte ihm wohl hier und da ein sauberes Stück Wäsche, ein Paar neue Stiefel und vieles andere, dessen er zur Leibesnahrung und -notdurft doch nicht völlig entraten kann . . . Wer sollte ihm all dies besorgen, wenn der Mülleranton nicht da wäre?

Ach! Wie freut sich Franz Bitthorn immer auf die eine Nacht, die er jede Woche in der Mühle zubringen darf! Diese eine Nacht! Öfter nämlich erlaubt ihm der Anton nicht zu kommen. Es ist doch zu gefährlich . . . man kann doch nicht wissen!

Aber diese eine Nacht . . . da kommt Franz und klopft leise an die Thüre der Mühle. Und man öffnet ihm und läßt ihn ein. Ein einfaches, von einer Lampe spärlich erhelltes Zimmer umfängt ihn. Er muß dann jedesmal an sein „zu Hause“ denken, an sein Weib und seine Kinder . . . Und im Zimmer steht ein Tisch. Das Leintuch darauf ist zwar nicht sehr sauber — von der Sauberkeit hält der Mülleranton im allgemeinen nicht viel —



Hei, wie das schmeckt, wenn man die ganze Woche nur Brot und Wurst gefaut hat.

aber es ist doch wenigstens ein Leintuch. Und davon ist es sich doch so ganz anders, als von dem über die Knie gebreiteten Stück Zeitungspapier in der Erdhöhle, oder in irgend einem Graben aus freier Faust! Und dann giebt es regelmäßig ein gefochtes, ein warm aufgetragenes Gericht, wie Kartoffeln mit Speck oder Mehlsuppe, dann und wann

auch gebratene Eier. Hei, wie das schmeckt, wenn man die ganze Woche nur Brot und Wurst gefaut hat!

Während aber der Wilderer Franz gierig sein Abendbrot verschlingt, muß ihm der Mülleranton erzählen, wie es der Klara und den Kindern geht. Alles so haarklein wie nur möglich. Wie die Mädels gekleidet gehen, ob sie gewachsen und stärker geworden sind? „Waren ihre Schuhe ganz, als du sie das letzte Mal sahst?“ — „Sind sie auch nicht etwa krank?“ — „Hat die Lene immer noch so große funkelnde Augen?“ — „Und ist die Klara immer noch so blaß?“ — „Du hast doch auch die 20 Mark, die ich dir das letzte Mal gab, richtig abgeliefert, Anton?“

„Na, denkst vielleicht, ich unterschlag' dir dein Sündergeld?“ fährt da der Müller auf, schlägt dabei aber doch die unstätten Blicke zu Boden.

Tausend Fragen hat der Wilderer Franz, fast jede Woche dieselben; aber sie brennen immer wieder wie Feuer auf den Lippen des einsamen geächzten Mannes. Er kommt ja nur alle Wochen einmal dazu, mit einem Menschen ein paar Worte zu wechseln . . .

Und wenn er sich alles vom Herzen runtergefragt hat, so ausführlich, sich so oft wiederholend, daß der Mülleranton meistens schon ein mürrisches Gesicht dazu macht und kurze, unfreundliche Antworten giebt — dann geht er in die kleine Kammer, die gleich neben der Wohnstube liegt. Da steht ein altes, wackeliges Betgestell mit einem Strohsack drin. Auf diesem Strohsack streckt sich der Wilderer Franz mit solchem Behagen aus, wie er es auf seiner Sprungfedermatratze und seinen Daunenkissen niemals gethan, ja selbst nicht in Wien, in seinem eleganten Schlafzimmer, in seinem reich vergoldeten Himmelbett mit den schweren rotseidenen Vorhängen . . .

„Ach, ihr Leute, die ihr alle Abende euer wohlgeschütteltes, weiches Bett aussuchen könnt, ihr wisst gar nicht, wie glücklich ihr seid!“ So denkt der Franz.

Die paar Stunden, die dem Wilderer zur Nachtruhe vergönnt sind, verfliegen wie der Wind. Er glaubt immer, erst vor einem Viertelstündchen eingeschlafen zu sein, wenn der Anton schon wieder an seinem Bette steht und ihn weckt. Der Anton ist mit dem Wecken pünktlich, ach, so sehr pünktlich! Immer eine halbe Stunde, bevor die Morgendämmerung anbricht, jagt er seinen Gast auf, damit der auch ja noch bei Nacht und Nebel zurückkommt in den Forst, der ihm nun wieder für sieben Tage und sechs Nächte Haus und Bett sein muß . . .

Es ist ein elendes Leben . . .

Aber nie, nie vergißt der Wilderer, den kleinen Nest von dem Erlös seiner Beute, der ihm am Schluß der Abrechnung mit dem Mülleranton schließlich verbleibt, seinem Gastfreunde mit der dringenden Weisung auszuhändigen, daß er das Geld so bald wie irgend möglich der Klara hintrage, der Klara, der es durchaus nicht gut gehen soll auf dem Hof vor der Stadt, die so schwer kämpfen muß, um sich und

ihre Kinder durch die Welt zu schlagen. Kein Wunder auch! Wie soll eine Frau ohne männlichen Beistand fertig werden auf einer verlotterten, arg ver- schuldeten Lauerwirtschaft? . . .

Zimmerzu dachte Franz Bittborn an seine Klara, während er am mondübergossenen Waldpfad hinter dem Baume lag und auf die Rückkunft des Seel- forgers wartete . . .

Er hatte sie ja so lieb, sie und die beiden Mädels, die sie ihm geschenkt; er liebte sie mit der verzwei- felten Liebe, mit welcher der Verlorene sich an das Letzte klammert, was ihm geliebt ist. Und die Sehnsucht nach diesen drei lieben Menschen war in der langen Zeit, daß er sie nicht von Auge zu Auge hatte sehen dürfen, ins Unermeßliche gewach- sen; sie war so heiß, so brennend, so verzehrend geworden und wühlte so unauhörlich in seiner Brust, daß er die Trennung nicht mehr länger zu ertragen vermeinte, zumal jetzt nicht mehr, wo ihm der Mülleranton noch den Stachel quälender Eiferjucht ins Herz gesenkt.

Der Seelforger blieb lange . . .

Bittborn hielt es nicht mehr aus in seiner liegen- den Stellung am Waldboden. Aber nicht die Kühle der Nacht trieb ihn auf von der feuchten Erde. In ihm war alles Blut, flammende Blut, eine Glut, die ihm den Verstand zu rauben drohte, die ihn nicht mehr ruhig an einem Fleck ließ . . . Er sprang empor und lief, ohne das Gewehr aus dem Moose aufzuheben, seiner Sicherheit völlig ver- gessend, den hellen Waldpfad entlang, immer auf und ab. Aber die Gedanken, die ihn marterten, ließen ihn doch nicht, auch nicht für nur einen Augen- blick frei . . .

Ob der Pastor am Ende doch recht hatte, wenn er sagte: „Sie sind schuld an Ihrem Unglück, Bitt- horn . . . Sie selbst . . . Sie waren nie ein Mann . . . haben nie richtig gewollt . . . haben sich immer zum erbärmlichen Spielball Ihrer Leiden- schaften hergegeben?“

Wie anders, wie ganz anders als er hatte sich doch sein Vater das Leben eingerichtet! . . . Pflicht und wieder Pflicht. Pflicht gegen diejenige, die er an sein Leben gefettet, gegen sein Weib. Pflicht gegen diejenigen, denen er das Leben gegeben, gegen seine Kinder! Pflicht gegen alle, in deren Gemein- schaft er lebte, Pflicht gleichsam gegen die ganze Welt!

Und der Vater war doch auch ein leidenschaftlicher Jäger gewesen. Aber er hatte seine Leidenschaft be- zähmt, hatte sie gehegt, wie man das heilige Feuer hegen soll auf dem Altar. Er hatte sich an ihr das alte Herz immer wieder erwärmt, immer wieder jung und frisch gemacht.

Ja . . . hätte er gelebt wie sein Vater!

Wäre er doch der Stimme seines Gewissens ge- folgt, den Mahnungen guter Freunde, an denen es ihm einstens nicht gefehlt, und vor allem den Bitten seiner Klara. Wie oft hatte sie gefleht: „Franz, bleib zu Hause . . . Laß das Wildern . . . Ich

bitte dich hoch und heilig . . . Sei vernünftig. . . Laß die Büchse am Nagel hängen. Laß uns fleißig sein und weiter arbeiten. Vielleicht bringen wir es zu etwas, und du kannst dir später noch einmal wieder selbst eine kleine Jagd pachten . . . Franz, ich bitte dich, sei gut, sei vernünftig . . . Franz, mach mich und die Kinder nicht unglücklich . . . Franz, hab Erbarmen!“

Und oft . . . gewiß, er hätte die Büchse am Nagel hängen lassen können, wenn er nur gewollt hätte! Aber er hatte sich gar keine Mühe gegeben, das Gute zu wollen. Das Herumlungern im Forst gefiel ihm besser als das Niederdrücken des Pfluges in den zähen widerspenstigen Boden, das mühsame Einstreuen des Samens in die gelockerte Scholle.

Ja, ja! Es war so . . . Er trug selbst die Schuld!

Bittborn stöhnte schwer bei den harten Anklagen, die das eigene Gewissen gegen ihn erhob . . . Aber er fühlte sich außerstande, die drohende Stimme in seiner Brust zum Schweigen zu bringen.

Er fühlte, daß die Reue ihn läuterte, daß an seinem inneren Menschen doch noch nicht alles Gute ersickt und verloren war, daß es sich jetzt Bahn brach durch die Schlacken; daß seine Seele sich be- freite . . .

Aber mit einemmal fuhr über alle Gedanken hin, sie gleichsam verlöschend, grell wie ein Blitz, der eine Gedanke . . . der Gedanke an sein Weib. . .

Er ballt nun doch wieder die Fäuste und stößt einen Fluch durch die zusammengeknirschten Zähne.

Ob's wohl wahr ist . . . ? Ob der Mülleranton nicht leeres Geschwätz gemacht? . . .

Nun jedenfalls, Gewißheit muß er darüber haben. Gewißheit! Heute noch! Und giebt sie ihm der Geistliche nicht, so wird er selber gehen, sie sich zu holen . . .

Ja, aber . . . wenn er sie nun besaß, diese Ge- wißheit, wenn er sicher war, daß Klara ihn ver- gesen hatte, ihn hinterging — es war ja eigentlich beinahe ihr gutes Recht — was dann? . . .

Doch, was auch immer geschehen mochte, das eine war sicher, daß er dann sofort auch mit sich selbst ins reine und zu Ende kommen mußte — und wenn dies Ende der Tod war . . . Denn ins Zucht- haus gehen? . . . Nein . . . niemals . . . eher sich foltern, sich in Stücke hacken lassen . . .

Ist denn aber mit dem Tode auch wirklich alles aus? Steht jenseits der Richter, der gerechte Richter, der Rechenschaft verlangt . . .

„Ach, Unsinn . . . das giebt's ja nicht . . . das ist Tollheit . . . Der Pastor hat dich verrückt ge- macht . . .“

Franz murmelt in seiner Erregung diese Worte halblaut vor sich hin.

Und in dem wilden Aufruhr, in welchem alle seine Gedanken und Gefühle durcheinander stürmten, faltete Bittborn unwillkürlich seine Hände und, in- dem er den flackernden Blick zum gestirnten Him- melszelt emporjchlug, murmelte er: „Wenn du kein

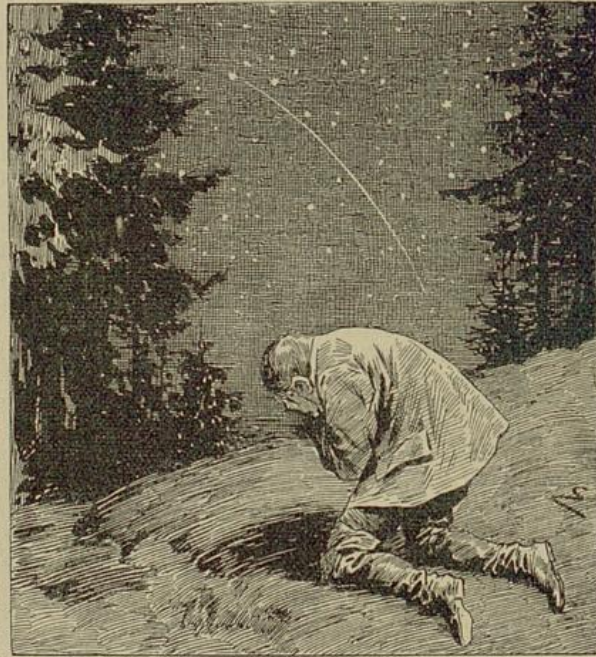
Traum, wenn du Wahrheit bist, Gott, unsichtbarer, von dem sie sagen, du siehst überall und allgegenwärtig, dann erbarme dich meiner Seelenqual, gib mir ein Zeichen, daß du mich erlösen kannst von meiner Verzweiflung . . .“

Und seltsam . . . droben am Firmamente löst sich eine Feuerkugel, schwebt langsam hernieder, wird heller und heller, größer und größer, und zerspringt plötzlich vor den Augen des Wilderers in einen tausendfältigen Funkenregen, weithin durch die dunkle Nacht ein mildes, zauberhaftes Licht ergießend . . .

Da fiel der bis ins Innerste erschütterte Mann auf die Knie nieder . . .

So fand ihn der alte Pfarrer, der bald darauf des Weges von Strelenau wieder daherkam. Mit mildem Lächeln legte er dem reinigen Sünder die

Hand auf das fieberheiße Haupt, von dem der Jägerhut zur Erde herabgeglitten war, und sprach: „Hast du doch noch den Pfad zurückgefunden zu jener Quelle, die allein dich erfrischen, die allein Balsam gießen kann auf deine brennenden Wunden, mein Bruder? O wohl dir . . . Ich komme soeben von einem, der nicht mehr zurückfand, so lange es noch Zeit war. Den Freihofsbauern in Strelenau meine ich, von dem das Gerede geht, er habe einstmal durch einen Meineid die Kinder seines Bruders um ihr Vermögen betrogen. Er wurde wegen dieses Verbrechens auch vor Jahren von den Gerichten in Haft genommen. Obgleich aber alle Welt davon überzeugt war, daß er sich schuldig gemacht, so konnte man ihm doch nichts Sicheres beweisen; man mußte ihn wieder laufen lassen. Das ist nun wohl an die zwanzig Jahre her. Und diese lange, lange Zeit hat der Mann die schwere Last herumgetragen auf seinem Gewissen. Das war auch so einer, der sich für seinen eigenen Gott hielt. Aber als es ans Sterben ging, da suchte er doch nach einem Halt, an den er sich klammern könnte . . . Er, der immer über Glauben und Kirche gespottet, ließ mich holen. Und ich kam . . . Aber ich kam zu spät . . . ich konnte ihm das Sakrament der heiligen Kirche nicht mehr angebeihen lassen . . . Er lebte zwar noch, aber wie ein Irfsinniger lag er da, die Gliedmaßen waren verkrümmt . . . das Gesicht war blau an-



Da fiel der bis ins Innerste erschütterte Mann auf die Knie nieder.

schwer. . . „da ging es wie Erlösung über sein verzerrtes Gesicht, seine wahn sinnigen Krämpfe ließen nach, und wenige Minuten später war er tot. „Das Abendmahl aber, das ich jenem nicht reichen konnte, dir möchte ich es geben, mein Bruder, auf daß dir nach der aufrichtigen Reue, in deren Dualen du dich windest, deine Sünden mögen vergeben werden . . .“

gelaufen . . . die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen und gingen mit so rasenden, so verzweifelter Blicken umher, daß ich sagen kann, ich habe nie im Leben so furchtbare Augen gesehen, und hoffe auch zu Gott, solchen nie wieder zu begegnen. In diesen Augen stand die Selbstanklage: »Ja . . . ich habe den Meineid geschworen . . . und ich halte es nicht aus unter der drückenden Last, die ich doch nicht mehr abwälzen kann von meiner Brust!«

„Er war unfähig, auch nur ein Wort zu sprechen. Schaum stand ihm vor dem Munde, mit den Zähnen knirschte er, und Laute rangen sich von seinen Lippen, Laute, gegen die alles Stöhnen, Wimmern und Schreien, das ich jemals mit anhören mußte, nichts waren. Keiner begriff, wie der Kranke überhaupt noch leben könne. Ich aber

verstand es wohl. Sein Gewissen ließ ihn nicht sterben. Er riß sich mit den Nägeln die Brust blutig, raufte sich die Haare aus . . . Blut und Schweiß rannen von seiner Stirne . . . O, es war das furchtbarste Sterben, das je ein Mensch erdulden mußte! . . . Und so hat der Mann gelegen von mittags ein Uhr bis abends um acht. Da endlich, als ich ihm vor allen im Sterbezimmer Anwesenden auf den Kopf zusagte: »Ich weiß, weshalb du nicht sterben kannst . . . Du hast die Kinder deines Bruders um ihr Vermögen betrogen, hast Gottes Zeugnis fälschlich angerufen . . . Dafür büßt du jetzt so

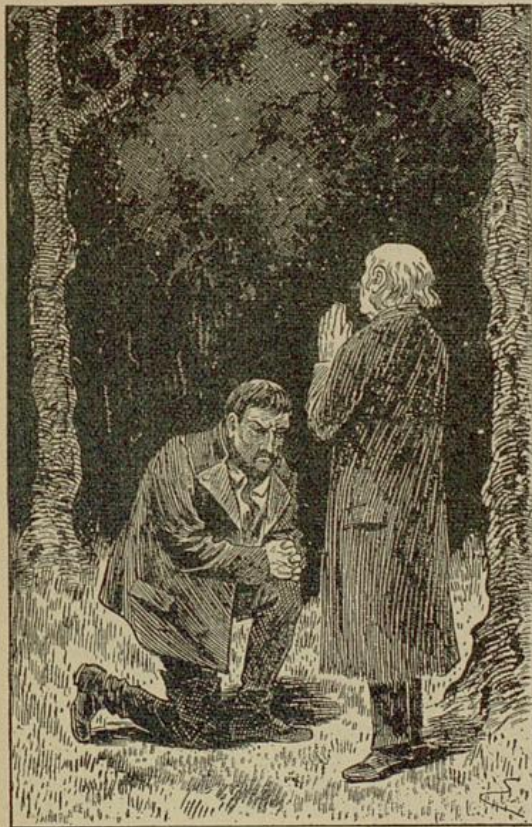
schwer. . .“

Der alte Geistliche, der mit heiligem Eifer geredet, entblöhte jetzt sein Haupt und verrichtete mit gefalteten Händen ein stummes Gebet . . .

Der stille Waldweg mit den riesigen Eichen, die links und rechts an ihm standen, gleich ganz und gar dem von Pfeilern umsäumten Schiff einer Kirche . . . Feierlich flutete das blasse Mondlicht nieder auf die seltsame Abendmahlsguppe, über der

sich die herrlichste Kuppel, die je ein Gotteshaus sein eigen nannte, der weite, schimmernde Sternendorn, in unendlicher Pracht und Klarheit wölbte. Und durch die herbstlichen Zweige strich das leise Säuseln des Windes wie welkenferner Orgelklang...

In stillschweigendem Einverständnis machten sich die beiden Männer dann auf den Weg, dem Städtchen entgegen. Während ihrer ganzen Wanderung sprachen sie kein Wort. Dort nur, wo wenige hundert Schritte vor dem Stadthor sich von der Hauptstraße ein Pfad abzweigt, der außer zu einigen anderen ausgebauten Gehöften auch zur „Burg des



Der alte Geistliche entblößte sein Haupt und verrichtete ein stummes Gebet.

„Wilderer Franz“ führt, sprach der Geistliche zu seinem Begleiter: „Ich weiß, was ich Ihnen jetzt auch sagen würde, Herr Bitthorn, es würde überflüssiges Reden sein. Sie werden doch handeln, Ihrer Eingebung und Ihrem — wie ich hoffe — nun endgültig geläuterten Charakter entsprechend. Gott sei mit Ihnen, leben Sie wohl! Aber ehe Sie in Ihr Haus treten, thun Sie draußen Ihr Gewehr weg!“

Und sie schieden.

Der Pfarrer zog seines Weges weiter zur Stadt, der Wilderer aber schlug den Pfad zu seinem Bestimmung ein.

Dald hatte er es erreicht. Mit Zagen betrat er

den Hof. Der Hund, der sich zu regen begann, verkroch sich auf den leisen Anruf seines Herrn freudbewinselt in die Hütte...

Silbern lag der Mondschein über den Dächern von Haus und Scheune und Stall... Die Arbeitswagen standen sauber in Reih und Glied aufmarschiert... An einen trat Franz heran und legte sein Gewehr unter ein Bündel Stroh.

Dann ging er leise in den dunklen Vorflur des Wohnhauses. Sein Fuß stieß dabei leicht an eine der Milchkannen an, die dort zum Gebrauch für den nächsten Morgen bereits aufgestellt waren. Bitthorns Knie bebten, sein Herz schlug ihm bis in den Hals hinaus. Ach wie lange war es her, daß er nicht unter diesem Dach gewohnt... Ein Gefühl heiliger Nührung beschlich ihn, und er mußte die Lippen aufeinander beißen, um die aufsteigenden Thränen zu unterdrücken...

Dort links führte eine Thür in die Küche des Hauses. Still war es da. Kein Geräusch ertönte darin. Die beiden Mägde waren wohl schon zur Ruhe gegangen oder saßen in ihrer Kammer am Spinnrocken.

Vom Flur aus nach rechts ging eine Thür in die Wohnstube. Durch das Schlüsselloch fiel ein winzig kleiner Lichtschein auf die gegenüberliegende weißgetünchte Wand. Klara saß wohl noch auf und nähte... Was sie wohl sagen wird, wenn er jetzt so ganz unerwartet eintritt? Wird sie sich freuen, oder...? Na, lange würde er ihr ja nicht zur Last fallen...

Franz biß in aufsteigendem Grimm nun doch wieder die Zähne aufeinander...

Aber horch!... Redete man da nicht im Wohnzimmer?... Waren etwa die Kinder noch auf? Doch nein... Das war doch eine Männerstimme, sie sprach zwar ganz leise... flüsterte fast nur, sollte etwa der Förster...?

Bitthorn griff nach dem kleinen Hirschfänger, den er an der linken Hüfte, unter dem Jagdrock verborgen, bei sich führte. Schon hatte er die Waffe halb heraus, da stieß er sie auch mit festem Entschluß schon wieder in die Scheide zurück und steckte die Hand mit energischem Ruck in die Tasche, die Finger krampfhaft in den Innenstoff seiner Joppe einfrallend, als könne er sich so besser vor sich selber schützen...

Nun schlich er ganz nahe heran an die Wohnstubenthür... Vorsichtig... auf den Zehen... er war ja das Schleichen gewöhnt, von der Pirsche, von der Wildbahn her. An der Schwelle ließ er sich behutsam auf die Knie nieder und brachte sein vor Erregung glühendes Auge an das Schlüsselloch... Der Schlüssel war abgezogen... Er hatte freien Blick ins Zimmer...

Jetzt war es still darin... lautlos still. Tolle Gedanken stürmten auf Franz ein. Das Blut schoß ihm jäh zu Kopf und drohte ihm die Besinnung zu rauben. Kaum vermochte er noch auf seinem Posten auszuharren. Doch, soviel er auch

spähte und spähte, er sah nichts als die blanke Diele des Zimmers und das der Thür gerade gegenüberliegende, nach der Siebelseite hin durchgebrochene Fenster. Dann sah er noch, daß die Gardinen an diesem Fenster schneeweiß waren. Ja, sauber und ordnungsliebend war ja die Klara stets gewesen.

Noch immer schwiegen die beiden da drin. Und Franz erschien dieses Schweigen wie eine halbe Ewigkeit. Er stöhnte auf und griff mit der linken Hand nach dem Thürpfosten, wie um sich festzuhalten. Dabei recurvachten seine Nägel an dem gestrichenen Holze ein kratzendes, scharrendes Geräusch . . .

„War da nicht jemand an der Thür?“ fragte im Zimmer jetzt Klaras wohltonende Stimme laut und deutlich. Die Worte kamen in der sanftesten Schwermut von ihren Lippen, wie dies Franz seit Jahren an ihr gewöhnt war. Sie hatte das große Leiden ihres Lebens immer mit Geduld getragen. Nur müde war sie davon geworden . . .

Ein heißer Schauer überrieselte Bittborn, als der Klang dieser Stimme nach so langer Zeit wieder an sein Ohr tönte . . .

„Ich habe nichts gehört, Frau Bittborn,“ erwiderte jetzt eine tiefe Männerstimme. Gleich darauf hub aber ein fester, energischer Schritt an, über die Dielen zu gehen. Er kam näher . . .

Franz hatte gerade noch Zeit, mit einem lautlosen Satz hinter die Pforte zu springen, die vom Vorflur ins Freie führte. Dort stand er sicher vor forschenden Blicken und konnte selbst doch alles übersehen . . . Die Thüre der Wohnstube that sich weit auf, und im Rahmen derselben erschien, vom Lichte der Lampe voll beleuchtet, eine hohe Gestalt im grünen Jägeranzug . . .

„Ist da jemand?“ fragte die tiefe Stimme von vornhin.

Bittborn umfaßte mit einem Blick die Persönlichkeit des Försters, sog sie mit brennenden Augen gleichsam in sich auf: Große, imponierende Figur, breite Brust, blondes Haar und blonder Vollbart, gesundes, offenes Gesicht, freie Stirn, klare, ehrliche blaue Augen — kurz, ganz der echte deutsche Förster, der gerade mutige Mann, der den Wald seines Königlichem Herrn mit treuem Herzen, mit seinem Blute — wenn's sein muß — hütet und schirmt.

„Sie werden sich getäuscht haben, Frau Bittborn!“ sagte er jetzt, indem er sich wieder ins Zimmer zurückwandte.

„Wie stolz er den Kopf trägt!“ dachte Franz, der keinen Blick von ihm gelassen hatte.

„Ich weiß nicht,“ hub jetzt wieder die müde Stimme Frau Klaras an, „ich weiß nicht, mir ist so seltsam heute, so beklommen, als wenn mir ein großes Unglück bevorstünde. Ich glaube, mit meinem Manne passiert etwas . . . etwas Schreckliches . . .“

Der Förster erwiderte kein Wort, sondern schloß leise die Thür.

Wie Bittborn sich anschickte, auf seinen Laufschritten zurückzukehren, merkte er erst, daß er seinen

Hirschfänger nun doch wieder gezielt in der Rechten trug. Er erschrak. Ohne daß er es wußte, mußte er die Waffe ergriffen haben, als der Förster vor ihm stand. War er denn so wenig Herr seiner Sinne? Konnte er seinen Fährhorn noch immer nicht bezwingen? Was hatte er sich denn gelobt auf dem Wege vom Walde zu seinem Anwesen?

Ingrimmig stieß er das Messer in die Scheide zurück . . . Nun kniete er schon wieder auf der Schwelle und spähte durch das Schlüsselloch.

Der Förster ging mit schweren Schritten über die Dielen des Zimmers . . . immer auf und nieder, auf und nieder.

Nach einer Weile blieb er stehen.

„Ich warte noch immer auf Ihre Antwort, Frau Bittborn,“ begann er zu sprechen, „oder soll ich mich mit dem Sprichwort abfinden, daß keine Antwort auch eine Antwort ist?“

Niemlos lauschte Franz . . .

„Herr Wandel!“ erwiderte Klara mit sanfter Stimme . . . „Sie kennen mich oder sollten mich doch wenigstens kennen, da Sie so oft und so lange bei mir waren in letzter Zeit. Ich habe meinen Mann rechtschaffen lieb gehabt und liebe ihn noch, wie er auch sein mag, und wie schlecht er auch an mir gehandelt hat. Ich werde sein Weib bleiben und ihm treu bleiben, so lange er lebt. Was Sie da reden von Scheidung u. s. w., das ist ja alles sehr gut gemeint, aber ich kann und mag nicht darauf eingehen. Was würden auch die Leute sagen, wenn sie hörten, daß der Förster die Frau des Wildverers heiraten wolle?“

„In Ihren letzten Worten liegt ein Vorwurf für mich, den ich sehr wohl herausfühle, Frau Bittborn,“ antwortete Wandel . . . „Gewiß, ich bin zu Ihnen gekommen, damals, in der Absicht, Ihren Mann, den gefährlichen Wildverer, abzufangen. Ich that es sogar nicht nur aus reiner Pflicht, in Erfüllung meines Dienstes, sondern ich that es auch aus eigenem, innerstem Antriebe; denn daß der Förster den Wildverer haßt, hasßen muß, — das werden ja auch wohl Sie einsehen, Sie mit Ihrem milden, alles verzeihenden Herzen. Nun also, ich kam und kam wieder. Ich sah, wie fleißig Sie waren, wie Sie Ihre Wirtschaft im Zuge hielten, wie Knechte und Mägde Ihnen parierten, und wie aus aller Augen nur Mitleid sprach mit Ihrem traurigen Schickal. Nirgends etwas von Mißgunst und Schadenfreude. Und wie stolz Sie Ihr hartes Schickal trugen, ohne Jammern, ohne Wehklagen, auch das sah ich. Immer still und fleißig, man konnte kommen, wann man wollte. Nur dieser schmerzmüthige Zug um den Mund, den Sie heute noch haben, gab Zeugnis davon, daß Sie litten. Da begann auch ich mit Ihnen mitzufühlen und Sie aus tiefster Seele zu bemitleiden. Ich faßte den Entschluß, Ihnen nicht mehr zur Last zu fallen mit meinen Hausfuchungen, meinen Blicken und Fragen. Aber seltsam! Wie ich Ihrem Gehöft nun eine Woche lang fern blieb, da wurde mir von Tag

zu Tag mehr und mehr, als wenn mir etwas fehlte. Ich hatte meine alte Zufriedenheit nicht mehr. Und wenn ich meine Försterei betrat und überall die Hand der sorgenden Frau vermigte, dann wanderten meine Gedanken immer zu Ihnen. Auch um meinen Jungen, den Erich, that's mir auf einmal wieder so furchtbar weh, daß er mutterlos durch die Welt gehen mußte. Ich glaube, in den zehn langen Jahren, die meine Frau nun schon tot ist, hab' ich den kleinen Kerl nie so sehr bedauert wie eben gerade jetzt in den letzten Monaten, seit ich Sie kannte, seit ich sehen durfte, wie unendlich liebevoll und zärtlich Sie mit Ihren Kindern umgingen. Und ich kam zu der Einsicht, daß Vaterliebe niemals ein auch nur geringer Ersatz sein kann für Mutterliebe. — Die Sehnsucht nach Ihnen — heute kann ich's ja gestehen — trieb mich immer wieder auf Ihr Gehöft . . . Die Leute sagten wohl: »Teufel, der neue Förster ist aber mal hinterher hinter dem Wildererfranz!« Aber ich, ich dachte gar nicht mehr an den Wildererfranz, wenn ich hierher kam. Ich war glücklich, wenn ich nur in Ihre lieben, ruhigen Augen sehen, wenn ich Ihrem steten Schalten und Walten zuschauen durfte . . .

„Auch Ihre beiden Mädels machen mir große Freude, und ich dachte bei mir: ein wie herrliches Kleeblatt müßte das abgeben, die beiden Mädels und mein Junge! . . .“

„Ich fühlte mich von Tag zu Tag mehr als einsamen, verlassenem Mann. So bin ich denn gekommen, um Ihnen auch mit Worten zu sagen, was meine Blicke längst verraten haben müssen. . .“

„Was haben Sie hier auf dem Bauernhof? Qual und Mühe, schwere Sorgen von früh bis spät! Es geht Ihnen jetzt besser, als es Ihnen gegangen ist, so lange Ihr Mann bei Ihnen war. Der hat schließlich den Gang der Wirtschaft mehr gestört als vorwärts gebracht, und mit Bewunderung hat es die ganze Umgegend gesehen, was Sie, ein einzelnes schwaches, unglückliches Weib, fertig gebracht haben durch Willenskraft. Jeder gönnt Ihnen auch das bißchen Wohlstand, das Ihnen jetzt zu erblihen beginnt . . .“

„Seltsam!“ denkt der Franz draußen auf der Schwelle, „der Mülleranton sprach mir doch immer von Glend und Not . . . Was hatte er für Grund, mich zu belügen? . . . Mich in ewiger Sorge zu erhalten? . . .“

Drinnen aber spricht der Förster weiter. Seine wohlklingende Stimme bebt vor verhaltener, zu Herzen gehender Erregung: „Aber Ihre Sorgen hören doch darum nicht auf, liebe Frau Wittthorn, und wer kann wissen, was die nächsten Jahre Ihnen bringen werden? Ein paar Miskernten, und Sie müssen schließlich doch noch mit den Kindern von Haus und Hof. Denn — nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich daran erinnere — es ist ja kein Geheimnis, daß Ihre Wirtschaft mit Hypotheken überlastet ist . . . Und schließlich quälen Sie sich doch bloß für die Zinsen . . .“

„Nun sehen wir aber den Fall, Sie könnten sich

entschließen, meine Frau zu werden. Ein wieviel besseres Leben würde Ihnen da beschieden sein! Sehen Sie, da hätten Sie nicht Qual, nicht Mühe, nicht Sorgen. Ich habe mein schönes, festes Gehalt, auch ein hübsches Vermögen von meinem seligen Vater, das mir noch alle Jahre ein paar hundert Thaler Zinsen dazu abwirft. Davon könnten wir beide mit drei Kindern schon glänzend leben. Dann ist der schöne Garten da und die herrlichen Äcker. Meine Försterei ist eine der besten im Reiche. Ich habe die Ländereien zwar alle verpachtet, aber wenn Sie wollten, wenn's Ihnen Spaß machte, mein' ich, könnten wir sie ja alle, oder wenigstens einen Teil davon, selbst bewirtschaften. Und Sie hätten eine Stütze an mir, und Ihre Kinder hätten wieder einen Vater! Denn daß ich Ihren Kindern ein rechter und treuer Vater sein würde, das schwör' ich Ihnen hiermit beim Leben meines eigenen Kindes! . . .“

„Und nun wiederhole ich meine Bitte: Reichen Sie die Scheidungsklage gegen Ihren Gatten ein. Sie muß ohne große Schwierigkeiten zu Ihren Gunsten entschieden werden — Ihr Gatte hat ein Verbrechen auf sich geladen, auf welches Zuchthausstrafe steht; er hat sich seit langer Zeit gar nicht mehr um Ihren Unterhalt und um den Ihrer Kinder gekümmert — werden Sie mein Weib! Ich werde nicht um Sie in ungestümer Leidenschaft wie ein Jüngling, von dem Sie vielleicht befürchten müßten, er könnte eines Tages anderen Sinnes werden — nein, Frau Wittthorn, ich komme zu Ihnen mit der festen, innigen Zuneigung eines gereiften Mannes von nahezu vierzig Jahren, der in seinem Leben schon manches harte Leid erfahren hat und der es weiß, daß er an Ihrer Seite noch einmal glücklich werden wird, und der hofft, daß er in stande sein wird, auch Sie glücklich zu machen.“

Der Förster schwieg und atmete nun in tiefen, schweren Zügen.

Aber auch Franz selbst konnte sich kaum noch ruhig verhalten auf seinem Lauscherposten. Seine Wangen glühten, seine Glieder zuckten und bebten wie im Fieber. Was würde Klara, noch seine Klara, antworten auf den verlockenden Antrag dieses Mannes, der mit jedem seiner aufrichtigen, geraden Worte befundete, daß er ein Ehrenmann war vom Scheitel bis zur Sohle? Mußte sie die Stütze, die sichere, treue Stütze, die sich ihr da bot für ein ganzes Leben, nicht dankbaren Herzens ergreifen? Wie kläg' ich, wie erbärmlich, wie würdelos mußte er, ihr Gatte, für den sie zehn Jahre lang unsägliche Leiden ertragen hatte, ihr jetzt erscheinen im Angesichte dieses ehrlichen, selbstlosen, aufopferungsjähigen Werbers? Würde sie nicht „ja“ sagen? Mußte sie es nicht? O, es war ja schon der Kinder wegen ihre Pflicht

Und Klara antwortete. In dem innigen Tone, den Wittthorn von jenen Stunden her an ihr kannte, in welchen sie ihn mit gerungenen Händen angefleht: „Franz, laß die Büchse am Nagel hängen . . .“

Franz, laß das Wildern!“ und in welchen er dieses edle, große Herz, das für ihn blutete, zurückgestoßen hatte wieder und wieder, weil er zu niedrig war, um ein so edles, so großes Herz zu begreifen . . .

„Nehmen Sie herzlichen Dank,“ so sagte sie, „für all das Freundliche und Liebe, was Sie mir da gesagt haben, Herr Förster! Ihre Worte haben mich erquickt, sie sind auf meine Seele gefallen wie Tau auf verdorrnde Blüten . . . Ach, es ist lange, lange her, seit dem Tode meiner Mutter, seit fünfzehn Jahren, daß mir jemand so treue, so gute Worte gegeben hat. Und in dem Bewußtsein, an Ihnen einen wohlmeinenden, ehrlichen Freund zu besitzen, werde ich all das Schwere, das auf mir liegt, in Zukunft viel leichter und freier tragen. Aber . . . mich von meinem Manne scheiden lassen, Herr Förster, das kann ich nicht. Ich kann das Gelübde nicht brechen, das ich ihm am Altar geleistet habe. Thäte ich's, ich hätte keine ruhige Stunde

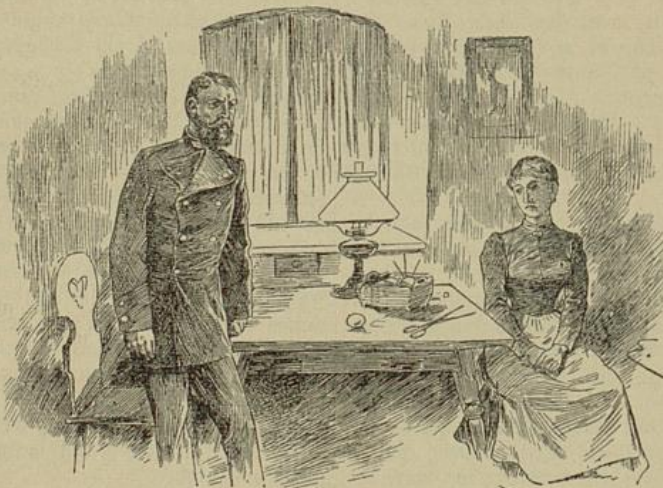
Mein. Und es ergriff ihn etwas wie Mitleid mit diesem Manne, der doch eigentlich sein Todfeind war.

Jetzt begann der Förster wieder zu reden. Geprüft, verzweifelt kamen die Worte von seinen Lippen: „Frau Wittborn! Lassen Sie mich nicht ganz ohne Trost von Ihnen gehen. Lassen Sie mir die Hoffnung, daß Sie mein Weib werden wollen, wenn einmal mit Ihrem Manne alles, alles vorbei ist . . .“

„Wie meinen Sie das . . . alles, alles vorbei?“ fragte Klara in einem Tone, in dem sich ihr von Schreck und Angst erfülltes Herz deutlich verriet.

„Nun, Frau Wittborn,“ fuhr der Förster fast ingrinnig fort, „lange kann's doch nicht mehr dauern mit Ihrem Manne, jetzt, wo's zum Winter geht. Ich hab' Ihnen eigentlich nicht gern davon sprechen wollen; aber, sehen Sie, daß er hier in unseren Wäldern sich aufhält, das weiß schließlich jedermann; das wissen Sie auch. Ich weiß aber noch mehr: Ich weiß, daß er hier im 43. Jagden, also in

meinem Revier, seine Höhle hat, in der er lebt wie der Fuchs in seinem Bau. Gewiß, er ist zu bedauern, der arme Kerl! Ein Hundeleben muß er führen. Aber wenn ich ihn geschont habe, so hab' ich ihn nicht aus Mitleid, nicht um seiner selbst willen geschont, sondern ich hab's gethan um Ihretwillen, Frau Wittborn. Sie sehen mich so entsetzt an? Ja . . . ich hab' ihn zweimal deutlich gesehen, wie er,



„Ist das Ihr letztes Wort, Frau Wittborn?“ fragte der Förster.

was ihn noch hätte halten können; du hast dem Ertrinkenden die rettende Hand entzogen, du hast seine arme Seele auf dem Gewissen! . . . Und sehen Sie, Herr Förster, das ertrüge ich nicht. Das würde mir mein Leben noch elender machen, als es jetzt ist . . . Jetzt fühle ich mich wenigstens ziemlich frei von Schuld. Der Mensch weiß ja zwar nie, ob er's nicht hätte noch besser machen können . . . aber . . .“

Frau Klara schloß mit einem tiefen Seufzer.

„Ist das Ihr letztes Wort, Frau Wittborn?“ fragte der Förster.

„Mein letztes Wort, Herr Förster! Es geht nicht anders, lieber Freund; und glauben Sie mir: es ist so das Beste!“

Der Förster ging jetzt wieder mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab.

Frau sah ihn deutlich, sah deutlich seine gefurchte Stirn, seine herabgezogenen Brauen, seinen gebeugten

die Büchse in der Hand, durch die Schonung unten am Erlenbruch geschlichen ist, da, wo die vielen Rehe stehen. Ich weiß auch, daß der Mülleranton sein Fehler ist, daß er beim Mülleranton jede Woche eine Nacht zubringt. Ich bin Ihrem Manne nachgeschlichen, hab' alle seine Geheimnisse ausgespiert. Ja, noch mehr, ich hab' zugehaut unten am Erlenbruch, wie er eine Dublette auf Rehe geschossen hat. Und ich bin nicht hinzugesprungen und hab' ihn festgenommen in dem Augenblick, da er keine Patrone im Gewehr hatte, und die Sache für mich, den Schußfertigen, also ganz ungefährlich war. »Ein treuer Beamter!« werden Sie denken. Nicht wahr? Ja, sehen Sie, so einer bin ich geworden, weil ich Sie lieb habe! Ich, der ich sonst mein Lebtag immer streng und rücksichtslos meine Pflicht gethan habe, und wenn's den besten Freund, den eigenen Bruder galt! Aber man ist eben schließlich auch nur ein Mensch. Und wenn

ich vorhin sagte, ich hab' den „Wilberer Franz“ — wie ihn die Leute nennen — Ihre wegen geschont, so war das auch noch gelogen. Schließlich hab' ich ihn doch nur meinetwegen in Ruhe gelassen, weil ich mir sagte, daß Sie, wenn ich Ihren Mann der Gerechtigkeit ans Messer liefern möchte, mich eher hassen als lieben würden. Von Ihnen aber will ich nicht gehaßt, sondern geliebt werden.“

Bandel schwieg und wieder durchmaß er das Zimmer mit hastigen Schritten.

Franz Bitthorn aber, der Lauscher draußen auf der Schwelle, war wie betäubt. Also so nahe war ihm das Verhängnis gewesen, ohne daß er auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte! Teufel auch, die Grünröcke, wie die doch ihre Reviere im Auge hatten! . . . Mit einemmal kam es wieder wie heftiger Tropf, wie leidenschaftliche Auflehnung über des Wilderers Seele. Also der Förster da drin hatte ihn geschont, hatte Rücksicht auf ihn genommen! . . . Wie eine ihm angethane Beleidigung, wie einen persönlichen Schimpf empfand der heißblütige Mann diese Thatsache, die ihm da unter so sonderbaren Umständen bekannt wurde. Und es packte ihn das Verlangen, ins Zimmer zu stürmen, dem Förster entgegenzutreten . . . ja . . . und was weiter? . . .

Da fuhr Bandel mit Reden fort: „Aber denken Sie nicht etwa, Frau Bitthorn, daß ich Ihnen das eben gesagt habe, um irgend einen Druck auf Sie ausüben zu wollen. Nein, bei meiner Seelen Seligkeit versprech' ich Ihnen, daß Ihr Mann ungeschoren in meinem Revier weiter hausen mag. Und sollte er mir begegnen, so will ich ihm aus dem Wege gehen um Ihre willen . . . Doch ich bin ganz abgewichen von dem, was ich sagen wollte. Ich wollte sagen: Auf die Dauer kann Ihr Mann das elende Leben nicht weiter ertragen. Kann nicht! Es muß ein Ende mit ihm nehmen. Muß! Und da wollt' ich fragen, wenn's nun . . .“

„D . . . sprechen Sie nicht zu Ende, Herr Förster; ich ertrage den Gedanken nicht . . .“ unterbrach Klara da ihren Bewerber, und kaum noch ihrer Sinne mächtig, stieß sie in furchtbarster Seelenqual hervor: „Wenn Sie mich aber wirklich ein wenig lieb haben, so geben Sie mir einen Rat, wie ich meinen Mann retten kann . . .“

„Netten? Ihren Mann? Liebe Frau Bitthorn, für den giebt's keine Rettung. Würde er das nicht selbst, so wär' er gewiß längst auf und davon nach Amerika. Aber da müßte er ja arbeiten, um weiter zu leben. Und wer so alt geworden ist und hat sein ganzes Vermögen verloren und hat doch nicht arbeiten gelernt, der lern't's auch da drüben nimmermehr.“

Franz kniete wie auf Kohlen. Wie war's denn überhaupt möglich, daß er noch länger an sich hielt? Aber das Bewußtsein seiner Schuld drückte ihn wider Willen nieder; schwankend raffte er sich aus seiner knieenden Stellung auf und schlich hinaus und in den Garten; dort sank er nieder und be-

grub das Haupt in die Hände, weinend wie ein Kind . . .

Auch der Förster ging jetzt.

Franz Bitthorn hörte seinen Schritt über den stillen Hof hallen, den Hund einmal leicht anschlagen und dann die Pforte ins Schloß fallen . . .

Da erhob er sich, denn ihn fröstelte, und ging auf das Haus, sein Haus, zu. Wie er an dem Wagen vorbeikam, auf den er zuvor sein Gewehr hingelagt, zögerte er einen Augenblick. Dann streckte er aber doch die Hand unter das Stroh, zog die Waffe hervor und warf sie über die Schulter. —

So, völlig zur Jagd ausgerüstet, wie er vor ein paar Monaten seine Frau verlassen, wollte er nun wieder vor sie treten. Er kam auf den Vorflur und erhob die Hand, um an die Thüre zu klopfen. Da fiel ihm aber ein, daß für ihn, den Herrn des Hauses, eine solche Anmeldung lächerlich wäre. So unterließ er das Anpochen und drückte die Klinke mit festem Drucke nieder. Die Thür sprang auf, er stand Aug' in Auge seinem Weibe gegenüber.

„Guten Abend, Klara!“ sagte er in einem seltsam zaghaften Ton.

Die Frau, die noch immer fleißig über ihrer Näherei saß, blickte ihn mit so erschrockenen Augen an, als sähe sie ein Gespenst vor sich. „Franz! . . . Franz!“ murmelte sie tonlos und klammerie sich mit den Händen an den Sitz des Stuhles fest, wie wenn sie fürchtete, sie müsse zu Boden sinken. Bald aber sagte sie sich und, sich ein wenig erhebend, stieß sie voller Angst hervor: „Hat dich auch niemand gesehen, Franz? Soeben verläßt der Förster das Haus.“

Der Wilderer schüttelte mit einem müden Lächeln das Haupt.

„Beruhige dich, er hat mich nicht gesehen. Aber ich habe ihn gesehen. Und noch mehr! Ich habe von der Schwelle aus alles gehört, was er zu dir gesagt hat!“

„War mir's doch vorhin,“ entgegnete Klara noch immer beklommen, „als hätt' ich darauf schwören können, es sei jemand an der Thür gewesen . . .“

„Ja . . . dieser Jemand war ich . . .“ antwortete Bitthorn und ging nun an den Riegel, dicht beim Ofen, um dort sein Gewehr aufzuhängen, gerade, wie er's früher immer gethan, wenn er heimkam aus dem Walde, in dem er dann allerdings nur einen halben Tag oder eine halbe Nacht, nicht aber wie jetzt einige Monate zugebracht hatte.

Und eigene Macht der Gewohnheit! Frau Klara, die Bedachte, Besorgte, konnte auch jetzt — ganz wie früher — die Frage nicht unterdrücken: „Hast du auch die Patronen herausgenommen?“

Franz lächelte wieder sein müdes, schwermütiges Lächeln und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als ob er sagen wollte: „Hab nur keine Angst. In der kurzen Zeit, die ich hier zu bleiben gedanke, wird kein Unglück passieren!“ Dann sah

er sich tief aufatmend im Zimmer um, dehnte die Arme seitwärts und sprach: „Da wären wir also wieder mal zu Hause!“

Frau Klara war aufgestanden. Nun eilte sie mit zwei schnellen Schritten auf ihren Gatten zu und warf sich an seine Brust: „Franz, du Lieber, du Guter, hab' ich dich denn endlich wieder?“



„Franz, hab' ich dich denn endlich wieder?“

Er presste sie mit festem Druck an sich, küßte sie fast scheu und zaghaft auf die Stirne und sagte, indem er ihr mit der Hand liebevoll durch das Haar strich: „Du mußt mir's nicht übelnehmen, daß ich dir nicht gleich die Hand zum Gruß gegeben habe, wie ich eintrat . . . aber, weißt du, ich traute nicht recht, weil ich mich schämte, daß ich dich die Last mit den Kindern und der Wirtschaft die

ganze lange Zeit allein tragen ließ; denn die paar Mark, die ich dir alle Wochen durch den Mülleranton sandte, die sind doch schließlich nicht zu rechnen als „Erwerb“ eines Familienvaters . . .“

Sie sah ihn, noch immer von seinem Arm umschlungen, aus großen Augen an.

„Du hast mir Geld gesandt durch den Mülleranton?“ fragte sie dann erstaunt und freudig zugleich.

Franz gab Klara mit einer unsanften Bewegung frei. „Hat er dir's etwa nicht gebracht, der Lump?“ stieß er, die Brauen finster zusammenziehend, unwirsch hervor. Er ballte die Fäuste und durchmaß das Zimmer mit heftigen Schritten: „Dacht' ich mir's doch beinahe,“ zischte er, vor Empörung bebend, durch die Zähne, „dacht' ich mir's doch, daß er das Sündengeld unterschlägt, der Hund! Aber recht so, recht so, daß der Hehler den Dieb an seinem eigenen Weibe bestiehlt, recht so! hahaha!“ Er schlug ein zorniges Hohngelächter an. Klara stellte sich ihm in den Weg und hing sich wieder an seinen Hals. „Laß doch, Liebster,“ so suchte sie ihn zu beschwichtigen, „laß doch . . . Was liegt mir an dem Gelde, jetzt, wo ich dich endlich wieder habe . . .“

Um Bittthorns Mund zuckte es schmerzlich. „Sie ist so glücklich,“ dachte er, „daß ihr's gar nicht beifällt, dieses Wiederhaben könne nur von kurzer Zeit

sein . . . Was war ich doch für ein unseliger Narr, daß ich nicht eher erkannte, ein wie unermesslicher Schatz die Liebe eines treuen Weibes ist!“

„Komm, Liebster, setz dich,“ sprach Klara mit Thränen der Rührung in den Augen nun weiter. „Du wirst müde und hungrig sein.“

Sie zog ihn mit sanfter Gewalt in die Sofacecke. Während er ihre liebevolle Zärtlichkeit willenslos, immer nur müde lächelnd, über sich ergehen ließ, betrachtete sie ihn mit besorgten, forschenden Blicken: „Armer Schatz . . .“ flüsterte sie, „armer Schatz . . . recht alt bist du geworden in dieser letzten Zeit . . . Runzeln haben sich in dein liebes Gesicht gegraben, und dein Haar fängt schon an, grau zu werden.“

„Ja . . . es war eine böse Zeit, Klärchen!“

Bei dem Worte „Klärchen“ huschte der Glanz eines hellen Lächelns über Frau Klaras Angesicht. Wie lieblich das von seinen Lippen anhörte . . . Klärchen! . . . Klärchen! so hatte er sie früher nie genannt . . . immer „Klara“, oder auch nur ganz kurz „Frau“, wenn er ihr nicht gar seine Befehle ohne jede Anrede erteilt hatte.

„Oft hab' ich gewünscht bei dem elenden Leben,“ fuhr Bittthorn fort, „ich wäre lieber tot. Überhaupt, als mir der Mülleranton hinterbrachte, zwischen dir und dem Förster Bandel . . .“

Der Ausdruck schmerzlichen Gefränktheits legte sich auf Frau Klaras Gesicht. „Und du hast an dieses Geschwätz geglaubt . . .?“ unterbrach sie den Gatten.

Der zog seufzend die Schultern hoch: „Mein böses Gewissen . . . das trostlose Grübeln in dem ewigen Sichelstüberlassenfein . . . und dann . . . Klärchen . . . Klärchen —“ um seinen Mund zuckte es wie von schwer verhaltenen Thränen . . . „ich hab' dich ja nie so gekannt, wie ich dich heute kenne . . . mir ist ja gerade, als sähe ich dich heute zum erstenmal.“

„Aber ich war doch immer so, wie ich heute bin! Ich hab' mich gar nicht geändert; wenigstens weiß ich nichts davon,“ erwiderte sie.

„Aber ich . . . aber ich . . .“ stöhnte Franz . . . „ich bin anders geworden . . . früher war ich blind, und jetzt, jetzt, da ich sehen gelernt habe, ist es zu spät . . .“

Er barg das Gesicht in die Hände und senkte das Haupt tief auf den Tisch hernieder.

Da kam ein jähes Begreifen über Klaras Seele. „Zu spät?“ schrie sie auf . . . „zu spät? . . . Nein, es darf nicht zu spät sein, es darf nicht . . . ich lasse dich nicht wieder in den Wald, in das Glend, ich lasse dich nicht . . . ich gebe dich nicht frei . . .“

Und sie warf sich vor ihm auf die Knie nieder und klammerte sich an ihn fest.

Er zog ihr Gesicht, aus dem die großen, angsterfüllten Augen zu ihm aufsahen, an sich und streichelte ihr das weiche braune Haar, durch welches sich an den Schläfen schon zarte silberne Fäden zogen.

„Wie denkst du dir denn, Liebste, daß in Zukunft alles sein soll?“ fragte er wehmütig lächelnd.

„Das will ich dir sagen, Franz“ — sie sprach in atemloser Hast, voller Angst und Sorge, als könnte der nächste Augenblick ihr den wiedergewonnenen schon entreißen — „ich will dir sagen, wie ich mir die Zukunft denke: Du stellst dich den Gerichten . . . dem Forstgehilfen, den du angeschossen, geht es ja — Gott sei Dank — besser . . . man wird dich nicht zu hart bestrafen . . . höchstens ein Jahr vielleicht . . . dann kommst du wieder frei — und wir fangen ein neues, glücklicheres Leben an . . . wir sind ja noch jung genug.“

Bitthorn schüttelte müde den Kopf. „Nein, mein Kind, das geht nicht. Mit einem Jahr wird's nicht gehen sein . . . und wenn schon . . . ich kann nicht. Ich soll ein Jahr, zwei Jahr hinter Schloß und Riegel sitzen, mich nicht frei bewegen können . . . nicht meinen freien Willen haben . . . den Wald nicht sehen . . . nicht hineingehen können und das Wild belauern . . . ich könnte ja darauf verzichten, es zu schießen . . . aber sehen muß ich es, sehen muß ich es . . . das liegt mir zu tief im Blut . . . Und meine Freiheit muß ich haben . . . Sieh mich nicht so unglücklich an, Klärchen . . . Der Sperling ist auch kein edler Vogel, auch so 'n rechter Gauner und Dieb wie ich . . . und wenn du ihn einsperst, so einen alten Späzen, du kannst ihn pflegen, womit du willst, mit Zucker und Delikatessen . . . er stirbt dir doch unter den Händen, weil er die schöne goldene Freiheit nicht entbehren kann!“

Er hatte sie sacht aufgehoben und zu sich auf das Sofa gezogen. Nun sprang er erregt empor und durchmaß wieder das Zimmer mit hastigen Schritten . . . Seine Wangen glühten, die Adern an seinen Schläfen lagen angeschwollen da, heftig wogte seine Brust.

Frau Klara folgte ihm mit den Blicken, wie gebannt . . . „Ja,“ sagte sie sich, „ja, er hat recht, er, mit seiner ungestümen Natur, würde im Gefängnis nicht atmen können, er würde seine Freiheit wieder zu gewinnen suchen um jeden Preis, und sollte er alle Wälder darum erschlagen . . .“

Aber wie fände ein liebendes Weib, wenn der eine rettende Ausweg versagt, nicht sofort einen andern? . . .

„Wir wollen nach Amerika,“ sagte sie, „dort ein neues Leben anfangen . . . Dort ist Freiheit . . . Wir kaufen von dem Erlöse unserer Wirtschaft eine Farm . . . da kannst du auch jagen nach Herzenslust!“

Strahlend sah sie ihn an.

„Laß, Liebste,“ erwiderte Bitthorn, indem er vor ihr stehen blieb, „laß jetzt alle Pläne. Komm und setze dich zu mir auf meinen Schoß, lege deinen Kopf an meine Brust, küsse mich und erzähle mir etwas von dir und den Kindern . . . Ich will mich, und wenn's nur auf eine kurze Stunde ist, glücklich träumen, so glücklich, wie ich's oft hätte sein können an deiner Seite und doch in Wirklichkeit noch niemals war . . . —“

Und er zog sie liebevoll an sich.

Förster Bandel wanderte inzwischen mit seinem Kollegen, den er aus dem Gasthaus abgeholt hatte, durch die stille Nacht. Weil dem Menschen aber der Mund leicht davon übergeht, wovon das Herz ihm voll ist, so beichtete Bandel dem Freunde bald seinen ganzen Liebestummer.

Der Freund war ein junger, übermütiger Geselle, ein rechter „Draufgänger“, wie man so zu sagen pflegt. „Laß nur,“ tröstete er den unglücklichen Werber . . . „laß nur, ich werde mir deine Frau Bitthorn vornehmen und ihr mal ordentlich den Kopf zurechtsetzen . . .“

Und weil er im „schwarzen Adler“ einen über den Durst getrunken hatte, so wollte er der Frau Bitthorn sogleich, „heute noch“, den Kopf zurechtsetzen.

Bergeblich weigerte sich Bandel, dessen sanfterem Charakter solches Vorgehen gänzlich widersprach. Mit Gewalt zog ihn aber sein jüngerer Kollege, als sie auf ihrem Wege an die „Burg des Wildererfranz“ gelangt waren, ins Haus hinein.

„Sie wird noch warm sein von der feurigen Liebeserklärung, die du ihr vorhin doch wahrscheinlich gemacht hast . . . die wird jetzt erst richtig in ihr nachwirken . . . und man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist.“ — Damit hatte er schon an die Thüre der Bitthornschen Wohnstube geklopft und drückte, ohne lange auf das „Herein“ zu warten, ungestüm die Klinke nieder . . .

Im nächsten Augenblick maßten sich zwei Menschenpaare mit den Blicken, ohne sogleich eines Wortes mächtig zu sein. Franz sprang vom Sofa auf, das Antlitz bleich bis in die Lippen. Bandel sah mit unsäglich wehmütigen Augen zu Frau Klara hinüber, die, ein Bild starren Entsetzens, am Tische lehnte.

Der erste, der seine Sprache wiederfand, war der junge Förster: „Ah . . . der Wildererfranz,“ kam es mit schlecht verhehlter Freude von seinen Lippen.

Bitthorn stand einen Moment mit gesenktem Kopf. Zwischen seinen Brauen und um seinen Mund zuckte es heftig. Plötzlich sprang er wie eine Katze hinüber zu dem Kiegel beim Ofen, an welchem sein Gewehr hing. Während er es vom Haken riß, spannte er bereits die Hähne.

„Waffe weg!“ schrie der jüngere Beamte und riß auch seine Büchse von der Schulter.

Frau Klara in Todesängsten rief: „Franz . . . um Gottes Barmherzigkeit willen! . . . Franz!“ und eilte mit erhobenen Händen auf ihren unseligen Mann zu; aber sie kam zu spät: Bitthorn hatte bereits die Mündung der Läufe gegen seine Brust gestemmt und mit weit ausgestrecktem Arme abgedrückt. Ein Knall durchschallte tragend das Haus, eine grauweiße Wolke von Pulverdampf wallte auf, und in ihr sank der Wildererfranz so jäh und heftig nieder, daß sein Weib ihn nicht mit ihren schwachen Armen aufzufangen vermochte: hart und schwer schlug der Körper auf die Diele des Zimmers auf.

Klara warf sich an der Seite ihres sterbenden Mannes zu Boden und, indem sie ihm mit zuden-

den Händen die Zoppe aufriß und die starkblutende Wunde von den Kleidungsstücken zu befreien suchte, schluchzte sie herzzerreißend: „Franz . . . warum hast du mir das gethan?“

Da kniete auch Wandel neben seinen Todfeind nieder, um mit kundigem Blicke zu sehen, ob vielleicht noch Rettung möglich wäre; aber er gewahrte bald, daß die Kugel in die Herzgrube gedrungen und jede Rettung unmöglich war . . .



Ein Knall durchschaltete tragend das Haus.

Mit völlig schmerzlosem, fast verklärem Ausdruck lag der Sterbende da. Jetzt hub er mit der letzten Kraft, die noch in ihm war, seine Hände und ergriff seines Weibes Rechte mit innigem Druck: „Weine nicht, Klärchen; es ist gut, daß es so gekommen ist . . . es ist gut so . . .“ sagte er dabei. Und indem er auch des Försters Rechte nahm und sie mit Klaras Hand zusammenfügte, hauchte er noch: „Ich war nicht der Mann, um dich, du Brave, du Edle, glücklich zu machen . . . Aber hier kniet einer, der es besser verstehen wird . . .“

Ein leiktes, lautloses Bewegen der Lippen, ein leiktes Zucken der Glieder — und der Wildererfranz war ein toter Mann. . .

Die beiden Kinder waren derweilen durch die Schlafstubenthüre eingetreten, ohne daß es jemand gemerkt hätte. Im bloßen Hemd und in Pantöffelchen waren sie; das Haar war ihnen noch wirr vom Schlaf. Mehr erstaunt als entsetzt sahen sie darein; sie waren ja noch zu jung, um auch nur zu ahnen, in welcher furchtbaren Weise ein menschliches Schicksal da vor ihren Augen seinen Abschluß gefunden hatte . . .

Der schönste Tag des Lebens.

Der „Töpferhschorsch“ hat einen Spezereiladen und, da er gute Ware und freundliche Worte giebt, starken Zuspruch. Da kommen die Töchter Was und holen, was sie unter Tags so brauchen: Kaffee, Zucker, Del und Sichorie. Wenn aber um die Abendzeit die große Lampe ihren hellen Schein auf den Ladentisch wirft, dann stellen sich die Männer ein, um

sich die Dose mit Schnupf- und den Beutel mit Rauchtabak zu füllen, oder sich eine Cigarre ins Gesicht zu stecken und dazu in Politik zu machen. Denn der Töpferhschorsch hält auch sieben Stück Zeitungen und nennt ein Mundwerk sein eigen, das sich sehen und vor allem hören lassen kann. Da werden nun alle Tagesfragen breitspurig behandelt, und damit die Sache so recht gemütlich wird, ist ein Duzend Sessel für die Stammkunden schon im voraus zurechtgestellt. So kann's losgehen! Man spricht so allerlei: über die neuen Handelsverträge und die Aluminiumhelme, über die Australier und Tuttlinger, über die Buren und neue Schuhschnallen, über die Emanzipation der Frauen und die jüngst erfundenen Rattenfallen — kurz, über alles und noch ein wenig mehr.

Mitunter greifen auch die lieben Weiblein in die Debatte ein, nämlich die weiblichen Familienglieder des Töpferhschorsch: die Mutter nebst drei Töchtern; dann nimmt das Gespräch eine andere Richtung und es kommt die neueste Mode aufs Tapet, oder es wird darüber getuschelt, ob 's Babet nun endlich so weit sei mit dem Toni, daß er sie nimmt. Und ähnliche Geheimnisse.

So saßen sie auch eines Abends wieder gemütlich beisammen. Der Schorsch, wat der Vater is, und seine Spezel zergliederten das Deutsche Reich und dessen Einrichtungen, die Mutter und die Töchter verhandelten schwarze und weiße Gazeschleier, der Franz, der Sohn des Hauses und seines Zeichens angehende Mechaniker, laborierte an einem Miniaturlokomotivchen, und nur eines fehlte noch, die Marie.

Die Mutter sagt: „Wo nur die Marie so lange bleibt?“ — da geht die Thüre auf und Mariechen, rosig und glückstrahlend, wie ein Engel anzusehen, schwebt herein und jubelt: „Heut war der schönste Tag meines bisherigen Lebens! Denkt nur, der Franz, mein Verlobter, hat mir den ersten Kuß gegeben!“

Vorwurfsvoll schaute da 's Luischen, die zweitälteste, die Schwester an und jagte: „Der schönste Tag meines Lebens war, als ich konfirmiert wurde. O, wie selig und glücklich war ich damals!“

„Dieses Glück,“ entgegnete Kohler, ein etwas modern angehauchter Bursche, der's noch dazu mit den Sozialisten hält, „kannst du dir jeden Tag leisten, wenn du Lust dazu hast.“

„Nein,“ erwiderte Luischen, „das zweite Nachtmahl ist nicht mehr das erste. Ein erwachsener Mensch bringt nicht mehr so ganz die Freude und die kindliche Unschuld zum Tische des Herrn, und auch das Glück, das man empfindet, ist nicht mehr so rein und so groß!“

„Luisle hat recht,“ fiel der Vater ein, „der Konfirmationstag ist wirklich ein schöner Tag. Auch ich war dazumal ein glücklicher Mensch; aber der schönste Tag meines Lebens war doch, als ich für fünfzigjährige treue Arbeit von unserem Landesherren die Verdienstmedaille bekam.“